

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 109 (1989)

Artikel: Erinnerungsblätter der Emilie Wirth-Jäggli 1840-1855
Autor: Ertini, Cordula
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-984968>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erinnerungsblätter der Emilie Wirth-Jäggli 1840–1855

(bearbeitet von Cordula Ertini)

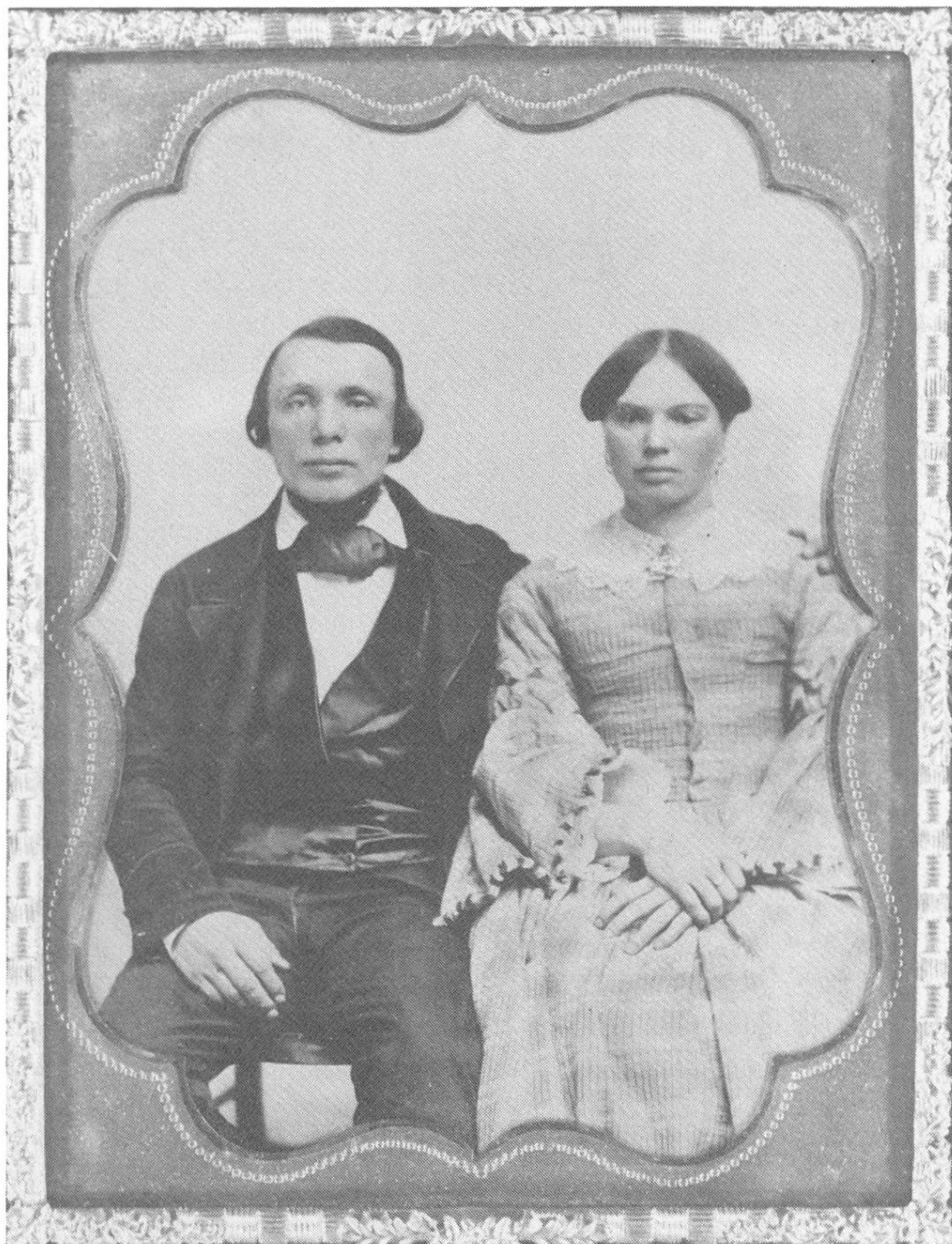
Einleitung

«Januar 1859

Du erbatest dir als Weihnachtsgeschenk von mir die Beschreibung deines jungen Lebens. Gerne will ich dir diesen Wunsch erfüllen und verspreche dir, jede Woche ein solches Blättchen zu liefern, bis ich damit zu Ende bin. Dagegen erwarte ich dann, dass du dein Versprechen auch halten werdest und diese Blätter als den Anfang deines Tagebuches betrachten mögest, das du nunmehr selbst fortführen wirst. – Damit dir aber alles recht klar vorliege, muss ich dir noch einige Verhältnisse deiner Eltern vor deiner Geburt erläutern.»

Dieser Abschnitt steht am Beginn der Erinnerungsblätter, in denen Emilie Wirth-Jäggli ihrer damals vierzehnjährigen Tochter Laura einen sehr anschaulichen Überblick über die Jahre 1840 bis 1855 gibt, von ihrer Verlobung bis nach dem Tod ihres Mannes. Das schmale Bändchen mit den vielen fein und regelmässig beschriebenen Seiten, das seit einigen Jahren im Besitz der Stadtbibliothek Winterthur ist, vermittelt dem Leser einen starken, lebendigen Eindruck von einem Stück Alltag aus der Mitte des letzten Jahrhunderts und gleichzeitig von der Persönlichkeit einer Frau, die sich mit grösster Bescheidenheit und fast möchte man sagen Selbstverständlichkeit einem an Schicksalsschlägen und Mühsalen überreichen Leben stellte.

1840 lernte die damals zwanzigjährige Winterthurerin Emilie Jäggli den aus dem Hannöverschen stammenden Heinrich Wirth kennen, der seine Lehrzeit im botanischen Garten in Göttingen absolviert hatte und damals als Associé in der später weltweit berühmten und in der Schweiz bedeutendsten Handelsgärtnerei Froebel + Cie in Riesbach Zürich arbeitete. 1841 wurde Verlobung gefeiert, und die Vorbereitungen für die Hochzeit waren schon im Gange, als Wirth in seiner Heimat eine Erbschaft machte. Er liess sich verleiten, dieselbe in einem Gut mit Mühle in der Nähe von Göttingen anzulegen, nicht



Hochzeitsbild von Emilie Jäggli und Heinrich Wirth, 1844.

weit von dem Ort entfernt, wo seine Mutter und seine einzige Schwester lebten.

Obwohl Emilie Jäggli die Trennung von ihren Angehörigen und der vertrauten Umgebung sehr schwer fiel, war sie bereit, mit Heinrich Wirth ins Ausland zu ziehen, und so wurde am 2. September 1844 in Winterthur die Hochzeit gefeiert.

Das Gut, welches Wirth auf Empfehlung eines unredlichen Maklers, ohne es zu besichtigen, gekauft hatte, erwies sich als grosse Enttäuschung. Alles war vernachlässigt und in schlechtem Zustand, und die junge Frau machte in ihrer ersten Ehezeit viele traurige und schwere Stunden durch, um so mehr als sie weder ihrem Mann noch ihrer Familie verraten mochte, wie unglücklich sie war. Eine freudige Ablenkung brachte ihr der Besuch ihrer Mutter und kurz darauf die Geburt ihres Töchterchens Laura am 10. Juni 1845. Das 'Grossmütterli' blieb vorläufig bei ihnen, um Emilie und vor allem die kleine Laura zu pflegen und zu betreuen, bis endlich aus Winterthur angefragt wurde, ob sie denn überhaupt nicht mehr heimkommen wolle. Da die Geschäfte in der Mühle sich immer unbefriedigender entwickelten, wurde in einem Familienrat der Beschluss gefasst, das Gut zu verkaufen. Emilie sollte mit Laura vorläufig zu ihrer Familie in Winterthur zurückkehren, während Wirth versuchen wollte, sich anderswo eine neue Existenz aufzubauen.

Im September 1845 wurden Gut und Mühle mit Verlust verkauft. Emilie's Schmerz über die Trennung von Wirth wurde durch die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen gemildert, welches aber erst mehr als acht Jahre später stattfinden sollte. Eine recht abenteuerliche Reise führte Grossmutter Jäggli, Emilie Wirth und die kleine Laura per Postomnibus und Eisenbahn über Kassel, Frankfurt, Mainz, Freiburg im Breisgau und Schaffhausen zurück nach Winterthur. Da Emilie nicht einfach auf Kosten ihrer Familie leben wollte, richtete sie im Plain-pied des elterlichen Hauses einen kleinen Laden mit allerlei Damenartikeln ein, der im August 1846 eröffnet wurde. In den Briefen an ihren Mann lassen sich die Fortschritte und die Entwicklung der kleinen Laura ebenso verfolgen wie Wirths Misserfolge, dessen Versuch, in Hamburg Fuß zu fassen, scheiterte. Trotz Emilie's Einwänden entschloss er sich, nach Australien auszuwandern, wohin er sich am 17. Juni 1846 einschiffte.

Die nächsten Briefe bis 1853 erzählen vor allem kleine Begebenheiten aus Lauras Leben: von der Miniatur, die von ihr 1848 für den Vater gemalt wurde und die nicht ganz geriet, weil es eilte und Laura

nicht stillhalten wollte, vom Kindergarten, vom Jugendfest 1850, von Lauras Eintreten in die Schule, wo sich das aufgeweckte, aber nicht leicht zu behandelnde Kind flüchtig und unpünktlich zeigte. Emilie Wirth schliesst diesen Lebensabschnitt mit den Worten:

«Liebe Laura! Dies ist das Resumé meiner Erinnerungen an deine erste Jugendzeit, so kurz als möglich zusammengedrängt bis zur Zeit unserer grossen Reise. Vielleicht habe ich noch eint und anderes vergessen, wovon du selbst noch Erinnerungen hast, was du alsdann leicht selbst ergänzen kannst. Bis dahin glich dein Leben einem frischen Quell, der sprudelt und zu beiden Seiten von frischen, grünen Ufern begrenzt wird, über die sich ein wolkenloser Horizont wölbt.»

Auszüge aus den Erinnerungsblättern

Es war endlich an der Zeit, den jahrelang wiederholten Wünschen und Bitten deines lieben Vaters nachzugeben. Mein Entschluss stand fest zur Abreise, und ich traf meine Anstalten dazu. Die Zeit hatte meiner Furcht und Abneigung vor diesem Lande den Stachel genommen, und da mein Mann mir eine gesicherte Existenz versprach, so hielt ich es für Pflicht, seinem Rufe zu folgen. Für mich selbst hegte ich keine Besorgnis, hingegen quälte mich der Gedanke an dein Schicksal fürchterlich, und vollends wenn ich dachte, du könntest ein Opfer dieser Unternehmung werden. Dennoch hätte ich dich um keinen Preis zurückgelassen. Erstlich weil ich nicht ohne dich hätte leben können und zweitens, weil ich der Meinung bin, die Kinder sollen immer das Schicksal der Eltern teilen, so lange sie ihres Schutzes bedürfen.

Am 23. August 1853 hatte ich den letzten Brief deines lieben Vaters erhalten und der gab mir die Weisung, mit einem Hamburger Schiff zu reisen und mich dort sofort nach der Zeit der Abreise eines guten Segelschiffes zu erkundigen. Die Antwort lautete, es werde am 20. oder 25. September eines der besten Schiffe mit einem ausgezeichnet guten Capitain unter Segel gehn, man habe sich aber zu beeilen, um noch Plätze darauf zu bekommen. Mithin hatte ich nur wenige Wochen Zeit, mich zu dieser grossen Veränderung vorzubereiten. Ich trennte mich aus dem mir liebgewordenen Geschäfte, bezog mein Guthaben daraus und engagierte im Auftrage deines Vaters vier Personen für seine Dienste. Ich bezahlte für sie die Passage nach Adelaide gegen das Versprechen, das Geld bei uns dort wieder abzuverdienen.

Es waren die Leute: ein Ehepaar namens Frauenfelder mit einem 16 Monate alten Kind von Hengart und zwei Brüder Schmid aus dem Knonau. Diese hielten alle bei mir an, sie mitzunehmen. Ich stellte ihnen allen die Gefahren, alle die Mühen und Entbehrungen, die sie zu erdulden haben würden, recht grell vor, aber sie liessen nicht ab von ihrem Wunsche, und ich engagierte sie. Sie gaben mir dagegen die heiligsten Versprechungen, uns treu zu dienen und mein Vertrauen durch gutes Betragen zu rechtfertigen.

Die Zeit verstrich nun ungeheuer schnell unter Vorbereitungen, Besuche empfangen, welche erwideren, daguerreotipieren etc. Wir empfinden sehr viele Beweise von Liebe und Freundschaft, und du erhieltest von Christine Weinmann ein nettes Stammbuch, in das dir alle deine Mitschüler und deine damalige Lehrerin I. Weckesser zum Abschied hineinschrieben.

Ich zeigte also deinem Vater den Entschluss zu unserer Abreise an durch die Overland Mail und bestellte die nötigen Plätze auf dem Schiff.

So war denn alles zur Reise gediehen, Kisten und Kästen gepackt und verschlossen und voraus nach Basel gesandt. Unsere Abreise fiel gerade auf den 18. September 1853 als den schweizerischen Betttag, morgens 3 Uhr.

Das Losreissen von den lieben Unsriegen war ein fürchterlicher Schmerz, der seinen höchsten Grad noch dadurch erreichte, dass du dich mit aller Kraft an das Grossmütterli anklammertest und, anstatt Lebewohl zu sagen, immer riefst: O ich will bei dir bleiben, ich will nicht mit der Mutter abreisen, o lass mich hier bleiben. Das erregte mein Gefühl so gewaltsam, dass ich, glaube mir, die Besinnung verlor und erst wieder zu mir kam, als ich dich an meiner Seite fühlte und die Trostesworte hörte, die du mir zuriefst, die dir gewiss der liebe Gott eingegeben hatte, denn sie beruhigten wunderbar mein zuckendes Herz. Dein Widerstand war gebrochen, und man hörte nur noch Trost statt Klage aus deinem lieben Mund.

Onkel Henri begleitete uns noch bis Basel, wo wir des Abends ankamen. Als du dort schlafend in deinem Bette lagst, übernahm mich noch einmal ein ungeheures Mitleiden mit dir, und ich gestand meinem Bruder, dass ich gern umkehren würde, wenn es noch möglich wäre. Am folgenden Morgen sagtest du zu mir: Mutter, du brauchst jetzt gewiss viel Geld, hier hast du auch noch ein Geldstück von mir. Du hattest dasselbe zum Abschied von der alten Grossmutter im Waldeck bekommen.

Hier mussten wir uns noch von Tante Berta und ihrer Familie und von Onkel Henri trennen, nur Vetter Teucher begleitete uns bis nach Hamburg, wofür ich ihm stets dankbar sein werde.

Unsere Reise dorthin ging immer fort per Eisenbahn und Dampfschiff. Ich befand mich dabei in einem kläglichen Zustande. Bei dem leitesten Gedanken an die Heimat empfand ich so heftige Schmerzen in der Herzmuskel, dass ich es fast nicht aushielte, dabei rauschte es mir in den Ohren, dass ich mir nicht zu helfen wusste. Ich verhielt mich also so viel als möglich passiv und war herzlich froh, dass Vetter Teucher sich mit dir unterhielt.

In Hamburg logierten wir im Hotel Zingg, da der Wirt ein Schweizer war, und wurden von Herrn und Madame Schutte sehr freundlich empfangen. Sie halfen uns noch die nötigen Einkäufe machen für uns und unsere Leute. Ich wollte für uns beide warme Mantel kaufen, aber die Damenmäntel waren alle zu elegant und nicht zu solchen Zwecken tauglich. Da kaufte ich denn für beide Herremäntel, was ich nachher nie bereut habe.

Die Erlebnisse, die uns von der Zeit an trafen, kann ich dir am besten durch Auszüge aus Briefen an das liebe Grossmütterli schildern, wie folgt:

Wir kamen den 22. September 1853 abends bei Sonnenuntergang glücklich in Hamburg an und wurden sehr gut aufgenommen. Wir wurden auf Freitag zum Mittag bei Schuttes eingeladen, und Madame Schutte war den ganzen Tag zu meiner Verfügung. Wir bestiegen zusammen eine Droschke und machten bis abends 3 Uhr unsere Einkäufe. Unser letzter Besuch war bei Steinbach, der sich ganz zur Aufnahme von Einwanderern eingerichtet hatte, wo auch meine Leute logieren. Du kannst dir kaum vorstellen, was da für ein Cravall von Menschen und Waren ist, in einem möglichst niedrigen und engen Raum zusammengedrängt. Madame Schutte war jedenfalls in ihrem Leben zum ersten Mal in einem solchen Haus, kam aber deshalb gar nicht aus der Fassung, im Gegenteil, sie riet mir in allen Dingen, dass es eine Freude war. Von da fuhren wir in einem Kahn nach dem César Godefroy, der uns mit nach Australien nehmen sollte. Wir fanden unser Schiff mitten der im Hafen liegenden Schiffe, besahen uns dasselbe zuerst aus- dann inwendig. Wir fanden den Captain mitten unter den Arbeitern, die da noch mit Nageln und Hämmern beschäftigt waren. Er ist ein Mann von etwa 48 Jahren und hat mir durch sein einfaches, loyales Benehmen einen sehr guten Eindruck gemacht. Auch das Schiff gefällt mir über Erwarten gut, und ich bin viel ruhi-

ger, seitdem ich dasselbe gesehen. Madame Schutte hat mir durch ihre liebenswürdige Fürsprache die Coje zunächst der des Capitains auszuwirken gewusst, und ich werde Platz haben, um meine Effekten bei mir behalten zu können. Wir tranken mit dem Capt. ein Glas Madeira und stiessen auf glückliche Reise an. Capt. Meier sagte zu Mme Sch.: Ich hoffe, die Dame werde mit mir zufrieden sein. Sie werden später nur Gutes über diese Reise vernehmen.

Von Tag zu Tag ist mein Gemüt wieder ruhiger und ist jetzt schon so ruhig, dass ich es selbst kaum begreifen kann. Gott sei Dank dafür. Nun bitte ich dich und alle meine Lieben, auch ruhig zu sein und auf Gott zu vertrauen, in dessen Schutz wir gewiss am besten aufgehoben sind. Mit der lieben Laura geht es auch gut, sie nimmt lebhaftes Interesse an allem, was sie sieht und hört, was ich für den besten Ableiter des Heimwehs halte. Des Abends jedoch, jedesmal wenn ich sie zu Bett bringe, sagt sie: Ach, wie gerne ginge ich wieder zu dem lieben Grossmütterli zurück. In Mannheim fing sie an, einen Brief an dich zu schreiben, das erregte ihr aber bitterliches Heimweh, so dass ich ihr den Nul¹, den du uns durch den Vetter nachschicktest, mit den daran gehefteten Worten als Tröster gab. Der Nul schmeckte ihr wohl gut, aber das Weinen hörte nicht auf, bis der Schlaf sie überfiel. Das Schlimmste war, dass ich damals noch nicht stark genug war, sie zu trösten, und meine Tränen mit den ihrigen flossen. Die Haare mit deinen Zeilen werde ich ihr noch nicht geben, ich werde sie als Trost für eine andere trübe Stunde aufbewahren.

Sonntag, den 25. September

Hamburg gefällt mir im Ganzen sehr, und wenn es auf mich ankäme, so wollte ich lieber hier bleiben als noch weiter gehen. Meine Leute und Effekten sind schon seit gestern abend an Bord, und wir werden um 4½ Uhr uns dahin begeben.

Ich sage dir also zum letzten Mal auf dem festen Boden Lebewohl, meine liebe, gute Mutter. Sollten wir nicht glücklich reisen, das Leben dabei einbüßen, so habe ich den festen Glauben, dass unsere Liebe dennoch unvergänglich ist, und in dieser Zuversicht grüsse ich alle nochmals und umarme dich aufs Innigste.

¹ Von Nulli = Schnuller.

An Bord des César Godefroy bei Couxhaven:

Sonntag, 1. Oktober 1853

Während du glaubst, wir seien schon sehr weit in der Nordsee, sind wir immer noch auf der Elbe. Wir quartierten uns am 25. September auf dem Schiffe ein. Die Cajüte kann 12 Personen logieren. Es werden aber nebst dem Capitän und den beiden Steuerleuten nur noch der Schiffsarzt und ein junger Wötjen, Kaufmann aus Bremen, unsere Tischgenossen sein. Die Cajüte ist ziemlich geräumig und sehr elegant ausgestattet. Die Wände sind mit rotem Plüschtuch und Goldleisten ausgeschlagen, und die Nischen im Hintergrunde sind mit drei Sophas und hübschen Spiegeln versehen. In der Mitte längs der ganzen Cajüte zieht sich ein solider Tisch durch, der wie die schmalen Bänke zu beiden Seiten am Boden festgeschraubt ist.

Unsere kleine Koje wird etwa ein Würfel von 6 Quadratfuss sein. Unsere Schlafstellen sind wie zwei Gestelle im Laden übereinander. Laura hat sich vorzugsweise die obere gewünscht, da sie gern klettert, denn man ist genötigt, sich zuerst auf den Waschtisch zu schwingen, um in diese Schlafstelle zu gelangen. Meine ist also dicht darunter und nur durch die Matratze höher als der Fussboden. Sie hat ungefähr die Breite eines Sarges und man kann nicht aufrecht darin sitzen, ohne sich den Kopf anzuschlagen. Links von der Tür ist der ganzen Seite nach eine Meerrohrbank, zwischen dieser und dem Waschtisch steht mein Korb mit Selterswasser und darauf der Lederkoffer mit Linge und Kleidern. An dieser Seite ganz oben ist ein Fensterchen wie eine grosse Hand, das mittelst einer Schraube aufgemacht werden kann. Oben in der Decke ist ein drei Zoll dickes Crystallglas angebracht, um den Raum zu erhellen. Unsere Betten bestehen aus dünnen Seegrasmatratten mit einem ganz kleinen Keilkissen von derselben Art. Darüber ist eine wollene Decke gebreitet, und die Überdecke ist wieder so. Wir beschweren sie je nach Witterung des Nachts mit unseren Kleidern. Trotz des Ungewohnten schlafen wir bis jetzt noch gut, aber es ist doch besser, dass du nicht bei uns bist, denn es braucht wirklich einen gesunden Schlaf, wie wir ihn haben, um nicht aufzuwachen, wenn etwa 20 Matrosen in groben Stiefeln einem dicht über dem Kopf herumlaufen und mit fürchterlichem Gerassel allerlei Tauwerke und Ketten herumwerfen. Am Mittwoch ist der liebe Vetter auch wieder verreist und wird dir noch manches ausführlicher erzählen.

Samstag, Oktober 1853

Heute sind wir endlich ein gutes Stück weiter gekommen und haben schon von allen Nationen Schiffe angetroffen, die uns aus der Nordsee entgegenkamen. Wir sind über Glückstadt hinaus und hoffen, heute noch in die Nordsee zu stechen. Da können wir uns auf die Seekrankheit gefasst machen. Schon jetzt schaukelt das Schiff, dass es einem etwas wunderlich dabei zu Mute wird. Bevor dieses liebliche Symptom sich einstellt, will ich diese Zeilen noch befördern. Der Lotse, der uns aus der heimtückisch mit Sandbänken angefüllten Elbe bringen soll bis in die Nordsee, ist ein 75jähriger Mann und Vater unseres Capitains.

Wir haben mit der Schiffsmannschaft etwa 300 Personen an Bord, worunter 94 Kinder. Das ganze Schiff samt Inhalt wiegt 2 Millionen Pfund. Das Zwischendeck ist eine wahre Türkei. Da sind etwa 260 Menschen beisammen von allen Arten.

Wenn sie aus ihren Verstecken herauskommen, so entsteht auf Deck ein buntes Gewimmel, wie man es bei uns kaum auf dem Jahrmarkt sieht. Es ist eine ganze Gesellschaft aus dem Harz, die für die australischen Bergwerke benutzt werden soll, darunter sind Jungens von zehn bis zwölf Jahren, die ihre Pfeife so gut rauchen wie die Alten. Meine Schweizer sind nahezu die Besten unter diesem Volk. Fast alle Abende tanzen sie nach der Harmonika.

Unter den Kindern sind schon mehrere krank, gestern ist eines von vier Jahren gestorben, kann aber noch am Land beerdigt werden. Meine Leute sind alle gesund. Die Küche ist ganz gut, nur hat gestern schon die Milch aufgehört, die übrigens mehr Butter als Milch war, und für eine Kuh ist kein Platz auf dem Schiff. Laura schickt sich aber ganz ordentlich darein, und ich bin recht wohl mit ihr zufrieden. Sie hat noch keine Lust zum Schreiben und beauftragte mich, dir zu sagen, ausser einem Wald von Schiffen und einem grossen Strom habe sie noch nichts Neues gesehen. Sie habe noch keine Cocosnüsse gesehen, wohl viele Menschen, aber keine schöneren Gesichter, eher noch wüstere als bei uns, auch keine neuen Tiere und Häuser. Sobald sie etwas Neues gesehen habe, werde sie es dir schreiben. Gestern sah sie am Ufer ein Türmchen und meinte, sie habe schon etwas von Australien gesehn. So wird sie noch ein wenig Geduld brauchen, bis wir dort sind. Sie ist übrigens der Liebling der ganzen Cajüte. Jeder freut sich über ihre Lebensfrische. Capt. hat sie schon ein paar Kartenkünste gelehrt. Herr Wötjen liest ihr soeben aus Heinrich von Eichenfels vor, nachdem sie ihm etwa eine Stunde vorgelesen hat. Er

hat ein sanftes, gebildetes Wesen und weiss sich allerliebst mit ihr zu unterhalten. Neulich frug sie der Obersteuermann: Lore, magst du mich liden? Da erhielt er zur Antwort: Bei mir ist stets der Gebrauch, wer mich liebt, den lieb ich auch. Sie sieht in ihrem grauen Kragen mit Capuchon aus wie ein kleiner Lappländer.

4. Oktober 1853

Heute hatt' uns der Koch den Thee mit Meerwasser angebrüht, was uns vorläufig ein wenig übel machte. Es liegt hier im Hafen auch ein Schiff mit halb aufgezogener Flagge, zum Zeichen der Trauer, da in den letzten Tagen vier Personen darauf gestorben sind. Sie haben etwa 300 Personen an Bord und dabei eine kolossale Unordnung.

Heute hat der Capt. uns seine Reisekarten gezeigt und beim Zusammenrollen der letzten gesagt: Wenn ich diese einmal zur Hand nehme und dann wieder aus der Hand legen kann, dann ist es gut, dann werden wir den englischen Canal passiert haben.

Unser César Godefroy ist ein Dreimaster, eine sogenannte Barque, etwas kleiner als ein Vollschiff, schön und schlank gebaut und ein Schnellschiff I. Klasse. Am 5. October stachen wir bei kalten Wetter und halb günstigem Wind in die Nordsee. Unser Schiff schaukelte wie eine Wiege auf den Meereswellen und brachte zuerst die vollen und dann auch die leeren Magen aus ihrem Gleichgewicht. Jeder suchte sich an irgendein Tau festzuklammern und zahlte dabei dem Neptun seinen Tribut. Herr W. und ich waren noch nüchtern und blieben daher am längsten gesund. Wir konnten nicht umhin, uns über die tragikomischen Auftritte zu belustigen, so lange es ging. Bald aber teilten auch wir das allgemeine Los und begaben uns zu Bette. Das Schwanken nahm immer mehr zu, und Laura und ich fühlten uns sterbensübel; so bald sie etwas sprechen konnte, meinte sie, wenn nur das liebe Groseli da wäre, es wüsste gewiss ein Mittel, das mir gut täte.

Was das Unangenehme der Seekrankheit noch bedeutend erhöht, ist das unausgesetzte Ächzen und Krachen des ganzen Schiffs. Das dehnt und biegt sich immer mit solchem Geräusch, das bei Kopfschmerzen unerträglich ist. Zwei Tage lang genossen wir gar nichts, und bei dem grössten Durst, den wir litten, begnügten wir uns, die Zungenspitze von Zeit zu Zeit in ein Glas Wasser zu stecken. Am dritten Tag hüllten wir uns in unsre Mäntel ein und lagen auf den Sophas herum, unfähig zu gehen, zu sprechen oder zu denken, nicht einmal zu schlafen.

Sonntag schien endlich wieder die Sonne. Sie lockte uns aufs Verdeck heraus und strömte uns neue Lebenslust ein. Wir verspürten wieder einige Esslust, übten uns im Gehen und Stehen, was anfänglich schwer hielt, indessen hofften wir, das Widrigste überstanden zu haben. Den 10. Oktober erreichten wir den Kanal, die gefürchtete, heimtückische Seestrasse mit ihren vielen Riffen und Sandbänken, die schon so manches Schiff ruinierten. Des Abends sahen die Ufer prächtig illuminiert aus, das mit Gas beleuchtete Dover und Calais sahen aus wie Lichterkronen, und weiterhin wurde man noch einer Menge Leuchtfeuer gewahr.

Den 11. kamen wir ziemlich nahe an dem englischen Paradies der Insel Wight vorbei, da soll die Königin und die Lords ihre schönsten Landhäuser haben. Den 12. verliessen wir glücklich den Canal. An diesem Tag wurde im Zwischendeck schon das zweite Kind geboren. Ein Glück, dass dieser Akt zur See leichter vor sich geht als zu Lande, denn die Hülfe für eine solche Frau ist sehr gering.

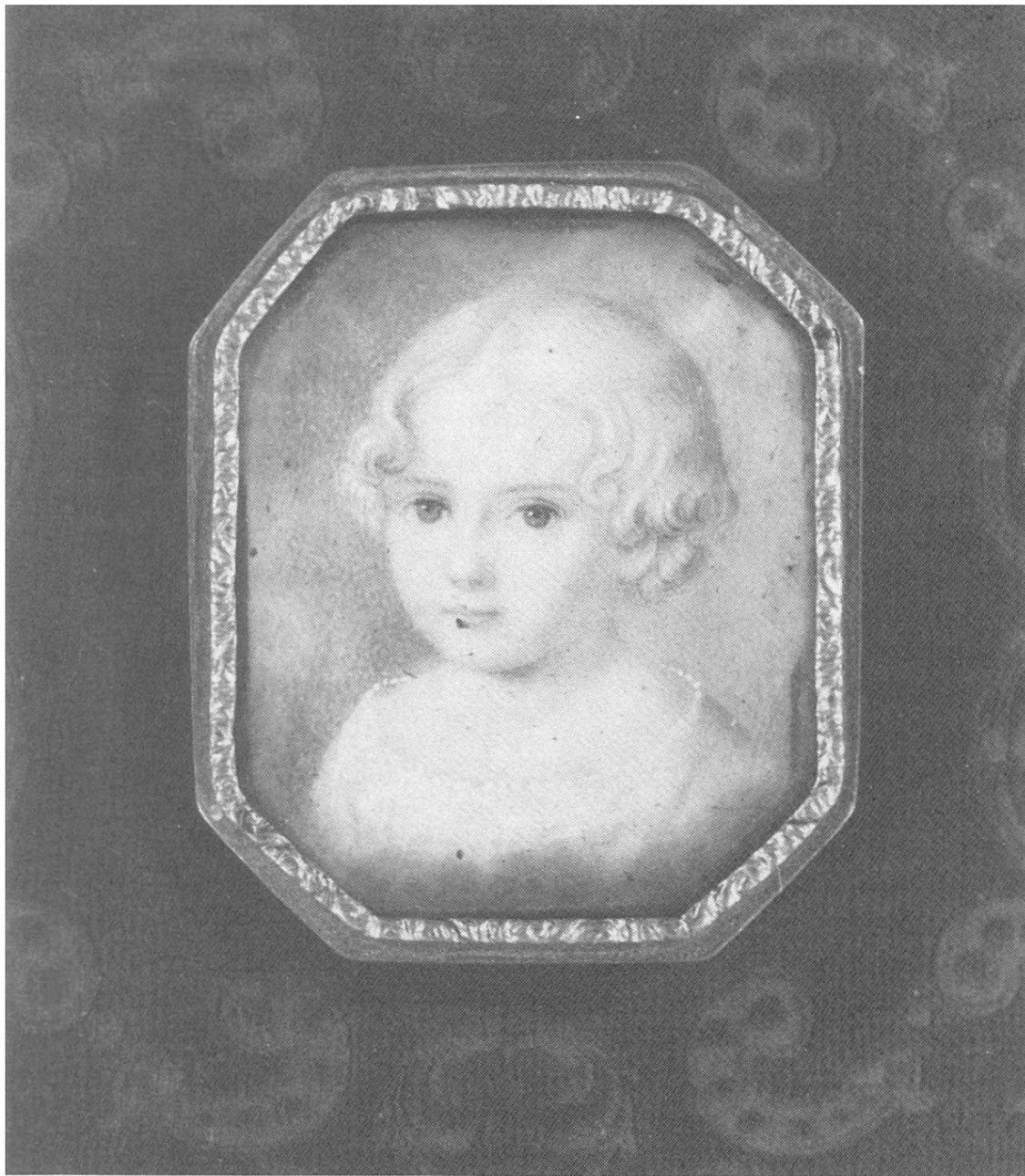
Den 14. morgens kam Frauenfelder und bat mich um stärkende Tropfen und Thee, indem seit gestern seine Frau so schwach und krank sei, dass er geglaubt, sie zu verlieren vergangene Nacht. Ich begleitete ihn sogleich zu der Kranken und fand sie schon unkenntlich entstellt. Der ganze Körper war mit kaltem Schweiß bedeckt, die Augen tief eingefallen und das Kinn ganz steif. Entsetzen ergriff mich bei diesem Anblick, ich lief gleich zum Schiffsarzt, schilderte ihm den Zustand der armen Frau. Er sagte wohl, das sei schlimm, aber er kenne diese Krankheit nicht. (Hätte er die Wahrheit gestehen wollen, so hätte er sagen müssen, er sei ein einfacher Barbier und kenne gar keine Behandlungen von Krankheiten, sondern habe bloss den Doktorstitel angenommen, um auf dem Schiff freie Überfahrt in der Cajüte zu erwirken). Ich merkte gleich den wunden Fleck und wandte mich an den Capt. Ich bat ihn inständig, die Kranke in mein Bett nehmen zu dürfen, um sie besser verpflegen zu können. Er weigerte sich anfänglich und stellte mir vor, das sei gegen alle Verordnung, aber endlich erhörte er doch mein Flehen und half eigenhändig mit sechs Matrosen die Ächzende herauftragen. Ich frug auch ihn, was das sei, da gab er mir Tropfen und sagte: Wenn die noch einen Schweiß hervorbringen kann, ist sie gerettet, wo nicht, so wird sie sterben. Frauenfelder und ich wachten diese ganze Nacht bei ihr, rieben ihr Campferspiritus, Kirschwasser und warmen Cognac ein, aber umsonst. Sie bat uns, sie ruhig zu lassen, sie wolle von allem nichts mehr wissen. Ihr letztes Wort zu F. war noch: Bet und arbeit. Morgens 6 Uhr verschied

sie. Sie war ein Opfer der Cholera gewesen. Den 15. Oktober wurde ihr Leichnam ins Meer versenkt.

Dieser Abend war stürmisch von innen und aussen. Eine starke Böe zerriss uns das grösste Segel in einem Nu von oben bis unten unter fürchterlichem Gekrach. Man hatte die ganze Nacht daran zu flicken. Ich setzte mich mit den Matrosen auf den Fussboden und half auch mit, da ich doch nicht schlafen konnte und das Segel des heftigen Regens wegen in der Cajüte geflickt werden musste.

Am 17. Oktober, noch angegriffen von dem Vorgefallenen, wurden meine Kräfte auf eine abermalige harte Probe gestellt. Laura klagte plötzlich über Müdigkeit und Leibscherzen, und zu gleicher Zeit stellten sich Diarrhoe und Erbrechen ein, deren Resultate sich ähnlich sahen und am ehesten mit Reisschleim zu vergleichen sind. Ich holte gleich den Capt. Er interessierte sich sehr für sie, riet mir, sie recht warm einzuhüllen, gab mir schweisstreibende Tropfen und kam sehr oft, um sie zu beobachten. Laura, die eine glückliche Schwitzerin ist, kam, Gott sei gedankt, auch diesmal bald in einen starken Schweiss, indem sie bis zum 19. morgens liegen bleiben musste. Ihr könnt euch denken, was das für eine Aufgabe war, das arme Kind so lange in dieser bangen Lage ruhig zu erhalten, zumal da sie noch von einem fürchterlichen Durst geplagt war, den ich ihr nicht stillen durfte. Sie bat mich tausendmal inständig nur um einen einzigen Tropfen Wasser, aber ich durfte ihr nichts geben als höchstens zwei- bis dreimal im Tag einen Teelöffel voll Arrowroot. Laura hielt sich übrigens recht wacker, so dass der Capitain am Mittwoch erlaubte, sie dürfe einen Versuch machen aufzustehen. Sie sprach vom aufs Verdeck gehn, war aber so schwach, dass sie kraftlos wieder zurücksank, nachdem ich sie angekleidet hatte. Sie sah auch unkenntlich blass und mager aus. Es ist unbegreiflich, wie schnell diese wüste Krankheit die Menschen entkräftet, doch der Capitain beruhigte mich, sie sei gerettet. Ich sandte ein inniges Dankgebet zum Himmel.

Während ich in Angst und Sorge um Laura war, raffte die Cholera im Zwischendeck ein Kind und eine Frau weg. Auch der ältere Schmid wurde angegriffen. Man verhehlte es mir bis am 19. Als ich ihn besuchte, lag er schon im Todeskampf. Den 20. war meine teure Laura gottlob wieder ganz gesund. Den 21. und 22. starben noch zwei Personen. Das waren Schreckenstage für das ganze Schiff. Alle waren stumm und in sich gekehrt und lagen traurig und mutlos umher. Jeder dachte: Vielleicht ist heut auch mein letzter Tag. Von den elf



Brosche mit einer Miniatur von Laura im Alter von drei Jahren.

Auszug aus einem Brief von Emilie Wirth-Jäggli an ihren Mann, 1848:
«Mein Lieber! Um dir dein liebes Kind recht zu vergegenwärtigen, habe ich dasselbe
für dich malen lassen. Das Porträt ist nicht ganz gelungen, aber hat doch ziemlich viel
Ähnlichkeit. Es musste eben sehr schnell gemalt werden um die Gelegenheit nicht
zu versäumen, und dann sass die Kleine keine fünf Minuten lang ruhig. Der Künstler
sagte ihr von Zeit zu Zeit, sie solle ihn ansehn. Da gab sie einmal zur Antwort:
Du gefällst mir nicht mit deinem krummen Scheitel.»

Kranken sind neun gestorben. Nur Laura und ein Familienvater mit einem Arm aus dem Harz haben sich wieder erholt.

Glücklicherweise wurde das Wetter milder, und am 28. sahen wir schon fliegende Fische. Sie sind nur klein und sehen fast aus wie Schwalben, wenn sie so pfeilschnell über die Wellen hinschiessen. Den 30. kamen wirkliche Schwalben um das Schiff herumgeflogen und sogar ein Schmetterling. Den 1. Nov. sahen wir des Nachts hinter unserm Schiff eine phosphorartig leuchtende Strasse. Das war ein prachtvolles Funkeln und Blitzen von Meertieren und Pflanzen, die wie Sterne zu uns heraufleuchteten. Wir fischten solche leuchtende Punkte auf. In der Nähe sahen sie aus wie weissgläserne Flacons, oben mit einer runden Öffnung versehen. Sie waren mit Meerwasser angefüllt, das nach und nach ausrann, bis zuletzt vom Ganzen nur noch ein dünnes Häutchen zurückblieb. Sie leuchten nur, solange das Wasser unruhig ist.

Den 2. Nov. machte unser guter Capt. ein kleines Feuerwerk zu unserm Vergnügen und verbrannte sich dabei tüchtig Gesicht und Hände. Salz und Öl bewirkten da wieder ihre Heilkraft.

Den 6. sonntags, als ich auf dem Sopha lag, kam der Stuart mir zu melden, die Katze habe geruht, vier Junge in mein Bett zu werfen. Du kannst dir meine Freude darüber denken, da du weisst, was ich für eine Katzenliebhaberin bin.

Den 8. November passierten wir drei Uhr nachmittags die Linie. Das war ein Jubel für die Matrosen. Sie veranstalteten eine Maskerade. Neptun und seine Gemahlin nebst Gefolge erschienen in der Cajüte und empfingen bereitwillig unsere Opfer. Sie machten einen Umzug um das ganze Schiff und begossen alle Passagiere ausser Laura und mir reichlich mit Seewasser. Allen Leichtmatrosen, die zum ersten Mal die Reise mitmachten, wurden der Reihe nach die Augen verbunden und selbige ohne Gnade Kopf unten in ein Fass mit Salzwasser gestürzt. Sie kamen immer fast unkenntlich heraus, wie nasse Ratten, die am Ertrinken sind, und konnten nur durch Herumspringen nach und nach wieder zu sich kommen. Der Capt. setzte sich mit Laura auf einen erhöhten Punkt, um das Spektakel in der Nähe zu sehen, und beide lachten zusammen nach Herzenslust.

Den 9. Nov. Seit dem Tode der Frau Frauenfelder sah man, wie das Kind sichtlich abnahm. Sie bekam ein schnelles Zerrfieber und starb am 12. Frauenfelder wurde durch diese Verluste noch stiller und ernster als zuvor und hatte oft Heimweh. Den 20. waren wir auf gleicher Breite mit Buenos Aires, jedoch noch 300 Meilen davon entfernt.

Trotz dieser Entfernung kamen eine grosse Menge schwarzer Möven von dorther zu uns geflogen. Unser Capt. fing eine davon auf und wir sprachen davon, ihr einen Brief an Onkel Adolf an den Hals zu hängen, und liessen sie wieder fliegen.

Den 21. hatten wir die Freude, eine grosse Menge Captauben und Albatrosse zu sehen. Sie kamen ganz nahe an das Schiff. Capt. fing mehrere auf. Die fühlten sich aber ganz unglücklich ausser Wasser, konnten weder gehen noch fliegen, kreuzten die Flügel übereinander und hingen traurig die Köpfe, während sie, wenn man ihnen nahe kam, immer den Schnabel weit aufsperrten und einen unterdrückten Seufzer ausstissen. Da sie viel Luft brauchen unter den Flügeln, um sich in die Höhe zu schwingen, so ist es ihnen unmöglich, vom Schiff aufzufliegen. Darum wirft man sie gewöhnlich über Bord, wenn man sie genug gesehen hat. Man könnte sie eigentlich die Segler der Lüfte nennen, denn sie haben eine Ausdauer, eine Ruhe und Majestät in ihrem Fluge, die man sich nicht vorstellen kann. Du hast gewiss schon bemerkt, wie unsere Landvögel immer zittern mit den Flügeln, wenn sie fliegen. Das hat der Albatros, der Schwan des grossen Ozeans, nicht nötig. Nur wenn er sich vom Wasser in die Luft schwingt, macht er etwa zwei Bewegungen mit den Flügeln, dann spannt er diese straff aus und wiegt sich, indem er nur den Leib taktgemäss balanciert, mit einer Grazie und einer Leichtigkeit durch die Lüfte, dass man nicht müde wird, ihm zuzusehen. Wenn er sich ausruhen will, lässt er sich allmählich herunter und läuft einige Schritte weit auf dem Wasser, dabei macht er sehr schnelle Bewegungen mit den Füssen, die mit grossen Schwimmhäuten versehen sind, setzt sich dann ab und überlässt sich gemütlich dem Treiben der Wogen. So sieht er denn aus wie ein grosser Schwan. Die alten sind sehr klug und wissen geschickt allen Nachstellungen zu entgehen, sogar wenn man glaubt, sie an der Angel zu haben, können sie sich wieder losmachen.

Den 23. freuten wir uns über den klaren Sternenhimmel und wurden zum ersten Mal der Capschen Wolken ansichtig, die man nur auf der südlichen Halbkugekl sehen kann. Es sind zwei immerwährende kleine weisse Wolken, die gleich der Milchstrasse vermutlich viele kleinere Sterne einhüllen. Zuweilen sieht man noch eine dritte schwarze, die man deshalb den Kohlensack nennt.

Den 24. kamen Tausende von Sturmvögeln an uns vorbeiflogen, die aussehen wie unsere gewöhnlichen grauen Tauben. Man hält es für unglückbringend, ihnen nachzustellen. Sie verkünden gewöhnlich Sturm und rauhes Wetter.

Den 25. hatte ich den Besuch einer grossen Ratte in meinem Bett. Sie hatte sich durch die Wand zu mir durchgefressen. Man stellte ihr nach und fand auch das Nest mit dem Weibchen und den Jungen.

Den 26. Die Sturmvögel hatten richtig prophezeit, es wurde kalt und böig. Als wir am Abendessen waren, gab es plötzlich einen so furchtbaren Krach, das man dem Geräusch nach hätte glauben können, das ganze Schiff berste. Alle flogen entsetzt vom Tische auf, und es fand sich, dass ein eiserner Zapfen, an dem ein Tau befestigt war, nachgelassen hatte. Die Böe erfasste das hintere Segel, das damit in Verbindung stand und erschütterte dieses so heftig, dass dadurch in einem Ruck eine armsdicke eiserne Stange abbrach.

Bis zum 5. Dezember nahm die Kälte immer mehr zu. Wir passierten die Gegend des Caps, jedoch hielten wir uns so südlich, dass wir keines Landes ansichtig wurden.

Den 7. sahen wir die südlichste von den Prinz-Edwards-Inseln.

Den 8. gewahrten wir früh morgens in einer Entfernung von etwa zwei Meilen einen schwimmenden Eisberg. Es war eine Kälte von $2\frac{1}{2}$ Grad, sie durchschauerte mich bis aufs Mark.

Den 10. amüsierten sich die Herren mit Schneebällen machen.

Den 11. spielten die Harzer Komödie.

Bis zum 18. immer ungestüme See und Wellen auf dem Verdeck. Capt. spendierte zur Erwärmung Champagner.

Den 21. hatten wir des Nachts eine merkwürdige Erscheinung am Himmel. Im Süden sahen wir den Himmel glänzen, hell wie von Sonnenlicht beleuchtet, nur gewahrten wir dies wie durch einen leichten Nebelschleier. Capt. nannte es ein Südlicht und erklärte es als den Widerschein von Eis, das von der Sonne beleuchtet werde.

Den 25. feierten wir Weihnachten, doch die Erinnerung an die Heimat stimmte uns nicht fröhlich. Den Zwischendecklern wurde Wein und Cognac gespendet, was sie sehr erheiterte.

Den 26. begegnete uns ein grosses englisches Schiff auf der Fahrt von Syndey nach Kalkutta.

Den 27. starb ein Kind an Bord.

Bis zum 30. war das Wetter mild. Um 6 Uhr morgens sahen wir schon die Insel Hagoroo und um 8 Uhr Cänguruh Eiland.

Den 31. trat zu unserem Bedauern Windstille ein, und wir sahen das gelobte Australien vor uns liegen, ohne es erreichen zu können. Des Nachts war der Himmel unvergleichlich klar und reich mit Sternen durchwirkt, wie ich ihn in meinem Leben noch nie gesehen habe.

Sonntags feierten wir den Neujahrstag von 1854, lagen aber noch auf derselben Stelle.

Den 2. endlich trieb uns eine leichte Brise vorwärts, und wir gingen im Angesicht von Adelaide vor Anker. Unser Capt. wollte nicht in den Hafen einlaufen aus Furcht, seine Matrosen könnten ihm entwischen, dessen ungeachtet sind ihm die vier besten weggelaufen.

Als der Anker heruntergelassen wurde, entstand ein allgemeiner grosser Jubel an Bord. Ich hätte mich auch gerne gefreut, hatte aber den Mut nicht dazu, solange ich nicht wusste, ob mein lieber Mann gesund und am Leben sei.

Ein englischer Arzt nebst Posthalter kamen an Bord, um sich über den Gesundheitszustand an Bord zu erkundigen. Der Arzt trug einen Mosquitoschleier.

Diese Männer machten als die ersten Colonisten, deren ich ansichtig wurde, durch ihr einfaches, kräftiges Wesen einen ganz günstigen Eindruck auf mich. Unser Capt. wurde ans Land geholt. Er wollte Konsul Meier aufsuchen, ich gab ihm einen Brief an diesen nebst Einschluss an meinen lieben Mann mit. Von diesem Augenblick an verging ich fast vor Ungeduld und erwartete mit jedem Augenblick, dass mein Mann uns abholen werde, aber immer umsonst.

Endlich Dienstag mittags, als wir gerade die Suppe assen, hörten wir wieder das Plätschern eines Kahns. Wir begaben uns schnell aufs Quadrdeck, um zu sehen, wer ankomme. Es waren lauter fremde Physiognomien, drei Herren. Zwei waren schon heraufgeklettert und umarmten ihre Verwandten, der dritte machte mir den Eindruck eines glacialen Engländer, als ich ihn beim Hinaufsteigen beobachtete. Er kam gleich auf mich zu und gab sich als Consul Meier zu erkennen, bewillkommte mich sehr freundlich als Mme Wirth und gab mir zehn Minuten Zeit zur Abreise mit ihm. Er versicherte mich von dem Wohlbefinden meines Mannes und sagte mir, er habe ihm meinen Brief noch nicht gesandt, um ihn zu überraschen.

Wir machten uns nun schnell reisefertig. Fatalerweise fing es gerade an zu regnen, so dass ich die Mäntel zum Schutz mitnehmen musste. Eine Menge Sachen lagen noch uneingepackt in meiner Coje. Ich übergab die Aufsicht darüber dem Steuermann, bis sie abgeholt würden. So wurden wir, ohne dass ich Zeit hatte, meinen Leuten ein Wort zu sagen, schnell vom Schiff in einen Kahn hinunter gelassen. Dort angekommen, sagte Herr Meier: Sehen Sie den César Godefroy noch einmal an, sie werden nicht dahin zurückkommen.

Schnell glitt der Kahn durch die leichten Wellen, doch einige hundert Schritt weit vom Lande war das Wasser nicht mehr tief genug, denselben zu tragen. Die Matrosen und Herren stülpten ihre Hosen bis über die Knie auf, zogen Stiefel und Strümpfe aus und trugen uns Frauen und Kinder durch das Wasser. Von Zeit zu Zeit wurden wir auf sandigen Stellen ein wenig abgesetzt. Ich hatte wahres Mitleid mit dem Matrosen, der mich trug, denn er seufzte tief unter meiner Last. So kamen wir bis an ein Blockhaus, wo das Schuhwerk wieder angezogen wurde, und von da ging es etwa 20 Minuten weit durch leichten, dünnen Sand, in dem man bei jedem Schritt bis an die Knöchel einsinkt, was eine schlimme Probe war, um für uns wieder laufen zu lernen, was man auf dem Schiff beinahe verlernt. Dann setzten wir noch einmal über Wasser und stiegen im Port aus, wo der Hafen ist.

Port-Adelaide ist eine ganz artige Stadt mit vielen Läden und einstöckigen Häusern. Wir durchschritten sie rasch, denn Herr M. trieb immer zur Eile an, stiegen dann am äussern Ende der Stadt in einen zweirädrigen Wagen, der mit zehn Personen besetzt wurde. Da ging es rasch auf guter Strasse nach Adelaide zu. Diese Stadt hat einen ziemlich günstigen Eindruck auf mich gemacht. Die Strassen sind sehr breit, mit Trottoirs versehen, die Häuser alle einstöckig und in jedem ein Laden. Man sieht sehr viele Männer und Damen zu Pferde und hört überall englisch sprechen.

Herr M. führte uns auf sein Bureau, das ein schlechtes Zimmer ist, mit Spinngeweben verziert. Ein solches könnte man bei uns aus jeder Grümpelkammer machen. Wir erfrischten uns ein wenig, und indessen diktirte Herr M. seinem Commis folgenden Brief: «Mein lieber Wirth, soeben höre ich, dass César Godefroy angekommen sei, kommen Sie auf jeden Fall diesen Abend noch zu mir, ich bin willens, morgen recht früh an Bord zu gehen.» Dann gab er dem Schreiber den Auftrag, schnell ein Pferd zu nehmen und den Brief nach Brownhill zu bringen und meinen lieben Mann noch mündlich zu bestimmen, unfehlbar heute noch zu Meier zu kommen.

Dann führte uns wieder ein solcher zweirädriger Wagen zu Meiers Landhaus in Gleen-Osmond. Mme M. empfing uns sehr freundlich mit einem acht Monate alten Knaben auf dem Arm, die zwei grösseren Jungen von zwei und drei Jahren umschwärmt liebkosend ihren Vater. Herr M. hat wirklich eine unvergleichliche Manier, sich mit den Kindern abzugeben. Er kann mit einer Leichtigkeit eine Menge komisch unschuldige Dinge angeben und ausführen, dass alle aus vollem Herzen darüber lachen müssen. Herr M. widmet seinen

Kindern jeden Abend ein paar Stunden und ist ein glücklicher und beglückender Gatte und Vater.

Unter diesen Kinderspielen vergingen mir die paar Stunden, die ich sonst in banger Erwartung zugebracht hätte, schnell. Es wurde indessen Zeit zum Nachtessen, und wir glaubten schon, Wirth werde erst morgen kommen, da kam er herein, und wir umarmten uns. Mein lieber Mann konnte vor Überraschung erst kein Wort hervorbringen, er brach in lautes Schluchzen aus und zitterte am ganzen Leib, so dass ich bange wurde, die Überraschung könnte von nachteiligen Folgen für ihn sein. Wir gaben ihm einen stärkenden Schluck Wein, da erholte er sich wieder, und unsere Freude war unbeschreiblich.

Wirth konnte fast nicht begreifen, dass seine Laura schon so gross sei. Laura ihrerseits fand, dass ihr Papa schon alt sei. Als sie sich in der ersten Stunde an ihn schmiegte, bemerkte sie, dass seine Weste ein wenig ausfaserte und frug ihn, ob das seine beste sei.

Ich befürchtete immer, durch die lange Trennung und unsere total verschiedenen Lebensweisen würden wir uns entfernter und fremder geworden sein. Jedoch haben wir beide unsere Prüfungszeit zu unserem Besten angewendet, und jetzt fühlen wir uns durch eine vollkommene Übereinstimmung beglückt und hoffen, noch lange dieses Glück geniessen zu dürfen.

Den 4. Januar führte uns Wirth in den Hofmannschen Garten, der Besitzer ist sein Freund. Wir fanden da noch Kirschen und Aprikosen und kosteten einen Wein, aus dortigen Trauben gewonnen, den man füglich den Göttern offerieren dürfte.

Am 5. holten Meier und Wirth die Leute und Bagage vom César Godefroy, wir verabschiedeten uns von unseren Freunden, setzten Laura auf Wirths Pferd, wir gingen Hand in Hand nebenher und hinter uns die drei Brüder Frauenfelder und Schmid. So bewegte sich die kleine Caravane langsam bei hellem Mondenschein den Berg hinauf und gelangte um neun Uhr in ihre neue Heimath. Es wurde schnell ein Kaminfeuer angemacht, dann noch ein Thee getrunken, indem man auf dem Fussboden Platz nahm.

Mein lieber Mann hat das Haus selbst gebaut, es liegt auf einem Hügel, wo teilweise ein schöner Garten angelegt ist. Dies ist das erste Jahr, dass die jungen Bäume Früchte tragen, aber jeder hat etwas gebracht. Der Wein gedeiht wahrhaft einzig, bald werden wir reife Trauben haben, gestern haben wir die ersten gepflückt. Wir werden eine Menge bekommen und lauter beste Sorten. Ich darf wohl sagen, das sei ein herrliches Gut, ich bin sehr gerne in dieser Gegend, diese

reine Luft verjüngt mich ganz, wenigstens sagt mir mein lieber Mann immer, wie ich gut aussehe. Er hingegen ist vor der Zeit alt geworden, er ist sehr mager, und seine Haare fangen an zu bleichen. Es ist die höchste Zeit, dass er anfange, das Leben mit etwas mehr Behaglichkeit zu geniessen, sonst würden seine Kräfte zu schnell aufgezehrt. Sei deshalb unbesorgt, ich sorge gewiss für sein Wohlbefinden, und er tut es jetzt auch selbst.

Bis jetzt haben wir noch immer mit der Hauseinrichtung zu thun und sind noch nicht fertig. Mein lieber Mann freut sich über die Sachen, die ich mitgebracht habe, denn hier gekauft würden sie ein horrendes Geld kosten. Ich besorge den Haushalt ohne Magd. Mein lieber Mann und Laura helfen mir dabei, zu den vier Männern hätten wir keine Magd mehr plazieren können. Diese Geschäfte sind mir zwar ungewohnt, aber ich verrichte sie mit Freuden. Was wollte man auch nicht mit Freuden thun, wenn man so geliebt ist, wie ich es bin. Wirth und Laura wetteifern ordentlich, mir auf alle mögliche Art ihre Liebe zu beweisen und werden beinahe eifersüchtig aufeinander, wenn ich dem einen mehr Zärtlichkeit beweise als dem andern. Wer sollte sich da nicht glücklich fühlen?

Später wenn einmal das ganze Gut eingegrenzt ist, brauchen wir nicht mehr so viel Leute und wollen uns dann zur Bequemlichkeit eine Magd anschaffen, aber jetzt wollen wir erst noch ein Jahr so vorübergehen lassen. Das nächste Mal werde ich Dir mehr über unser Haus, unsern Garten, Vieh, Wiesen und Wald sagen, wenn ich erst alles gesehen haben werde. Wirth lässt dir sehr danken für die Stunden der Andacht, es war ihm diesmal unmöglich, selbst zu schreiben, am Tage hat er keine Zeit dazu, und des Nachts bedarf er der Ruhe.

Eingeborene haben wir noch keine gesehen. Es ist jetzt Sommer hier, das Gras ist ganz gelb und vertrocknet, ein einziger Funken ist imstande, grosse Strecken von Wiesen in Brand zu stecken. Erst neulich sahen wir einen ganzen Wald brennen, der nur durch die Strasse von unserer Sektion abgeschnitten ist. Auf einem Berge weit von uns sehen wir jeden Abend brennende Wälder, die oft die wunderlichsten Figuren bilden, wie feurige Schlösser und dergleichen.

Die Männer betragen sich gut und Wirth hat durch sie bedeutende Erleichterung. Er hat letzthin seit langer Zeit die Guitarre wieder einmal zur Hand genommen und zu seinem eigenen und meinem Erstaunen noch recht hübsch gesungen. (Als ich diesen Gesang hörte, stieg mir unwillkürlich der Gedanke auf: «Das ist sein Schwanenlied». Ich weiss nicht, woher er kam, und ich kämpfte ihn nieder, konnte

ihn aber nicht loswerden.) – Laura hat alles verlernt, Wenn wir erst einmal in Ordnung sind, soll sie wieder anfangen damit.

den 21. Januar 1854

Mein liebes Grossmütterli!

Ich bin gesund und sehr gern bei meinem lieben Papa, denke viel an Dich, hab auch zuweilen noch das Heimweh nach Dir, denn es fehlt mir nichts als Du und mein liebes Bertli. Wenn Ihr da wärt, so wünschte ich mir keine schönere Heimat. Papa lehrt mich schon englisch. Ich freue mich über Papas Blumen, Melonen, Trauben, über seine Ziegen, Hühner und Tauben. Das nächste Mal will ich Dir mehr erzählen, wie ich meine Zeit vertreibe. Jetzt habe ich keine Zeit dazu, ich habe es zu lange aufgeschoben

Deine Dich herzliebende Enkelin Laura

Gleen Osmond, d. 22. Mai 1854

Liebe Mutter!

Bei Ankunft Deiner Briefe waren wir schon lebhaft mit dem Gedanken beschäftigt, wieder zu Euch zurückzukehren. – Die liebe Laura hat nämlich seit wir hier sind Stunden des unnennbarsten Heimwehs nach Dir. Sie geht zuweilen in den Garten, legt sich auf die Erde und jammert und weint so schrecklich und ruft: «Mein liebes Grosseli, hörst Du mich denn nicht? Komm zu mir!» So dass es meinem lieben Mann und mir durch die Seele dringt. Januar und Februar sind hier ungewöhnlich heiss und trocken, und mein Mann fühlt sich von den jahrelangen furchtbaren Anstrengungen ausserordentlich erschöpft. Wir haben hier im Schatten 35 Grad Reaumur, was natürlich auf uns neue Ankömmlinge eine erschlaffende Wirkung hat. Ich ziehe mich oft bis aufs Hemd aus, um nur im Stande zu sein, die Betten in Ordnung zu bringen, und oft muss ich eine Weile abliegen, um wieder neue Kräfte zu sammeln.

Ende Januar verliessen uns die Brüder Frauenfelder, um in der Stadt jeder in seinem Berufe zu arbeiten. Der Wittwer blieb natürlich noch bei uns, legte es aber, so wie Schmid, durch sein trotziges, unverschämtes Benehmen darauf an, von uns weggejagt zu werden in der Hoffnung, anderwärts mehr zu verdienen. Beide kamen immer besoffen nach Hause und tobten und wütheten wie Raubthiere. Eines Morgens glaubten wir sie beim Holzspalten, und als mein Mann hinging, um sie zu beaufsichtigen, fand er statt der Männer einen Zettel, worauf stand: «Wir haben Feierabend gemacht». Alle diese Umstände

bestimmten uns, womöglich die Section zu verkaufen und mit dem Erlös wieder in Eure liebenden Arme zurückzukehren.

Es war noch ziemlich Vorrath an geschlittetem Holz da, und Wirth sagte: «Bis ich Pferd und Karre verkaufen kann, will ich das Holz noch zur Stadt führen, denn für die gleiche Portion, für die man vor der Zeit der Diggins 8 sh. engl. bekommen hat, erhält man jetzt L 2.10 sh. Es lohnt sich schon der Mühe.» Ich rieth sehr davon ab, weil ich wusste, dass das Fahren meinen Mann immer sehr ermüdete. Am Samstag vor Ostern zeigte sich ein Käufer für Pferd und Karre und behielt sich nur ein paar Tage Bedenkzeit vor. Indessen raunte jemand meinem Mann ins Ohr, er habe zu billig offeriert, was ihn ein wenig ärgerte. Ich suchte es ihm auf alle Weise auszureden und bat ihn inständig doch den Verkauf nicht rückgängig zu machen. Umsonst, er hörte nicht auf meine Bitten, gab dem Mann eine abschlägige Antwort und fuhr Dienstag, Mittwoch und Donnerstag, den 20. April, wieder zur Stadt. Gewöhnlich war er bis 3 Uhr nachmittags wieder zurück, und wir warteten auf diese Zeit mit dem Mittagessen. Am 20. nun sassen Laura und ich mit der Arbeit unter der Veranda, es wurde 4 Uhr, und Wirth war noch nicht zurück. Es entstand in mir eine ungeheure Unruhe, ich nahm Laura bei der Hand und sagte, komm wir wollen ein wenig ausspähen, wo Papa heute so lange bleibt.

Wie wir um das Haus herumbogen, winkten uns ein paar Irländer, an die Strasse heraufzukommen, und machten uns durch Gebärden begreiflich, es sei Wirth ein Unglück begegnet und er sei irgendwo auf dem Wege. Augenblicklich wollte ich mit Laura dem Unglücklichen zu Hilfe eilen, diese Männer bedeuteten mir aber, ich solle erst das Haus zuschliessen. Kaum noch wissend, was ich that, gehorchte ich, nahm altes Leinen, ein Kissen und stärkende Tropfen und wankte den Berg hinunter, nicht wissend, wo ich den Armen finden werde. Bei Kolls Haus (der früher mit W. gearbeitet hat) hielt ich an und erkundigte mich näher. Missis meinte, ich solle nur ruhig bei ihr bleiben, ihr Mann sei ja bei Wirth und sie r Mann sei ja bei Wirth und sie wüsste nicht wo. Da eilte ich mit meiner Laura so schnell wie möglich den Berg hinunter und liess sie zu Meiers bringen. Dann erblickte ich Koll unter der Thür des Wirtshauses. Er wollte mich nicht zu Wirth lassen, weil der Doctor soeben bei ihm sei. Ich war aber im anderen Augenblick schon in seinem Zimmer. – Gott! welch ein Anblick bot sich meinen Augen dar. Mein armer Mann lag auf einem Sopha mit gebrochenem Blicke und stiess Thöne des Jammers und Schmerzes aus, die mir durch Mark und Bein drangen. Ich war stumm

vor Schrecken, half dem Doctor ihn auszuziehen, er untersuchte ihn und fand zwei bis drei Rippen zerbrochen. Er legte dem Leidenden einen Verband an und versprach, am Morgen früh wieder zu kommen.

Das war eine schreckliche Nacht. Am Morgen so früh als möglich liess ich es Meier sagen, und er kam nach einigen Stunden und zeigte mir beim Eintreten gleich den Tod seines jüngsten Knaben an. Der Arzt, ein Engländer namens Franke, kam und erklärte den Zustand für sehr gefährlich, hielt es auch für angezeigt, noch mit Doctor Bayer zu berathen. Es wurde gleich ein Mann engagiert, um mit Berichten und Medicinen umherzulaufen. – Die Ärzte untersuchten und verordneten und fanden, dass alle die innern Theile tödlich verletzt wären.

Gegen Abend sagte Wirth zu mir, ich solle schnell nach Hause gehen und alles von Werth zusammenpacken, in ein Blechkistchen, und es dem Koll zur Aufbewahrung geben. Ich gehorchte und brachte zugleich eine gute Matratze für den Kranken mit. Jedoch ging das nicht so leicht von statten. Es war beinahe sieben Uhr, als ich in unserem Haus ankam. Im Vorbeigehen sagte ich Mrs. Koll, ich werde nachher wieder vorbeikommen und ihr den Schlüssel nebst andern Sachen zur Aufbewahrung bringen. Sie gab mir ihren Arbeiter mit, dass er die Matratze tragen könne. Ich belud ihn wirklich damit und spornte ihn an, so schnell als möglich damit zu meinem kranken Mann zu laufen und dann noch einmal zurückzukommen, um eine zweite Ladung zu holen, ich werde hier auf ihn warten.

Indessen packte ich die nöthigen Sachen zusammen und erwartete den Arbeiter mit Ungeduld. Es wurde 8 Uhr und er kam noch nicht, dabei verfinsterte sich der Himmel, der Wind raste durch die Bäume, und der Regen fiel in Strömen. Mit jeder Minute wuchs meine Ungeduld, ich wollte um jeden Preis heut noch hinunter zu meinem lieben Mann. Ich belud mich also mit meinen Sachen und machte den Versuch zu wandern. Als ich aber vor das Haus hinaustrat, fand ich draussen eine so vollständige Dunkelheit, dass ich die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Ich versuchte dennoch weiterzukommen, ging aber in der nächsten Umgebung schon irre und wäre unfehlbar in einen Wasserbehälter gefallen, wenn nicht das Quaken der Frösche mir seine Nähe angezeigt hätte, zudem wendete mir der Wind noch den Schirm und liess mich, beladen wie ich war, weder vor- noch rückwärtskommen. Es blieb mir, wenn ich der Vernunft gehorchen wollte, nichts anderes übrig, als womöglich wieder ins Haus zurückzukehren und da entweder die Nacht zuzubringen oder zu warten, bis

man mich suchte. Ich erreichte mit Mühe das Haus, machte Licht und setzte mich wieder um zu beten, denn kaum hatte ich Kraft genug, diese neue Prüfung zu bestehen. Eine Laterne wäre in diesem Augenblick mein Trost gewesen, leider hatte ich keine. Da fiel mir auf einmal ein, aus dem Gestell des Nachtlichts könnte man so etwas machen. Als die Sache geordnet war, ging ich damit vor das Haus hinaus um zu prüfen, ob das Licht dem Winde Stand halten könne. In diesem Augenblick hörte ich mich anrufen, gab Antwort, und in wenigen Augenblicken war Mrs. Koll mit ihrem Arbeiter da und meinte, es sei gut, dass ich ein Licht gehabt habe, sie hätte sich sonst gefürchtet, ins Haus zu kommen, sie habe geglaubt, ich habe mir ein Leides angethan. Mir war die Hauptsache, dass sie da waren und der Knecht geneigt war, mich noch den Berg hinunter zu begleiten.

Etwas um 10 Uhr kamen wir unten an, nachdem wir unzählige Male gestolpert waren. Man sagte mir erst nachher, dass mein Begleiter betrunken gewesen sei, was ich in der Aufregung gar nicht bemerkte.

Mein lieber Mann sagte: «Ich habe dich nicht mehr erwartet, wärst du doch oben geblieben!» Wir legten ihn gleich auf die gute Matratze, und als er ruhig lag, sagte er: «Oh, das ist herrlich!» Er hatte jedoch diese Nacht grosse Schmerzen und bat mich immer, ihm den Verband aufzulösen, und meinte, man sollte ihm die zerbrochenen Stücke herausschneiden.

Samstag probierten die Doctoren noch allerlei mit ihm. Meier brachte das Formular eines Testaments mit und ermunterte Wirth, es zu unterschreiben. «Wozu?» gab er zur Antwort, «ich habe mein Testament schon gemacht, und es ist in Ordnung». Aber nicht nach der jetzigen gehörigen Form, entgegnete Meier und liess ihn unterschreiben, dann unterzeichnete er und Doctor Bayer ebenfalls. Ich hätte mich zu Tode weinen mögen. Auch diese Nacht ging unter grossen Schmerzen hin, und er rief von Zeit zu Zeit: «Es ist zu viel! Es ist zu viel!» Er nahm schnell ab und wurde ein Abbild ungeheurer Leiden. Sonntags kam wieder Meier und versprach meinem lieben Mann, seinem Freunde, in die Hand, Laura und mich nicht zu verlassen. Wirth sagte darauf: «Ich bin nicht lange um Euch. Gott wird Euch beschützen, und Herr Meier wird besser für Euch sorgen, als ich es im Stande gewesen wäre.»

Darauf verlangte er das Abendmahl, es kam ein englischer Geistlicher und reichte es uns beiden zusammen. Als er mich weinen sah, sagte er: «Weine nicht, Emilie, das Sterben ist ja nur ein kurzer Über-

gang in eine bessere Welt, und unsere Liebe ist ewig! Es ist das Beste, wenn man ruhig heimgehen kann zum himmlischen Vater, beruhige dich, schicke dich in seinen Willen! Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken, und seine Wege sind nicht unsere Wege.» Dann verfiel er in einen künstlichen Schlummer, wobei er die Augen immer halb offen behielt. So neben ihm sitzend, suchte ich mich mit dem Gedanken vertraut zu machen, ihn zu verlieren. Sobald er aber wieder ein Wort sprach, so fing ich wieder an zu hoffen!

Als ich einmal sagte: «Wenn ich nur mit dir sterben könnte», antwortete er: «Du musst noch da bleiben, um Laura zu erziehen! Bring ihr meinen Segen!» Ich sagte ihm, dass ich so bald als möglich wieder nach der Schweiz zurückkehren werde und nach meinem früheren Plan Laura der Musik zu widmen beabsichtige. Da bat er mich, Dich liebe Mutter, den Vater, Henri und alle Geschwister herzlich von ihm zu grüßen.

Alle, die ihn sahen, erschütterte sein leidender Anblick. Von Zeit zu Zeit sprach er irre, und am Mittwoch musste ich ihm zum vierten Mal Blutigel anlegen. Ich war ausgekommen an altem Leinen etc., und so war ich genötigt, nach Hause zu gehen, um einen Bündel frische Wäsche zu holen, und nahm daher das Anerbieten eines Freunden von Wirth gerne an, der mir versprach, bei ihm zu bleiben bis zu meiner Rückkunft. Als ich wiederkam, fand ich ihn auffallend verändert. Als ich an sein Bett trat, fragte er: «Kommst du aus einer andern Welt?» Er litt so an einem innern Brand, dass die Zunge ganz hart und trocken wurde, er konnte nur noch durch nasse Tüchli einige Feuchtigkeit einsaugen. Dann hatte er auch dazu keine Kraft mehr, und ich benetzte ihm die Zunge mit einer Feder.

Mr. und Mrs. Frigilles standen mir diese Nacht bei, es war die letzte. Donnerstag morgens von elf bis zwölf Uhr herrschte vollkommene Stille in dem Krankenzimmer. Ich beobachtete jeden Athemzug des Kranken, sie wurden immer schwerer und langsamer. Ich wagte es, mit zitternden Händen meinem theuren Mann noch einige Haare abzuschneiden, lieber wollte ich selbige noch vom Leben als vom Tode. Kaum war ich damit zu Ende, so blieb der Athem aus, noch zweimal bebte die Zunge, und der Geist war entflohn!

Seit diesem Augenblick fühlte ich eine unaussprechliche, mir selbst unerklärliche Ruhe, die kann nur Gott geben! Der Gastwirth und ein Nachbar besorgten den Leichnam. Um 1/2 2 Uhr begab ich mich nach Hause. Meier versprach mir, morgen Laura und einen Knecht zu schicken. Ich konnte die Ankunft des Kindes kaum erwarten. Auf

dem Wege erfuhr sie von Koll, dass ihr Vater gestorben sei. Da kam sie auf mich zu mit den Worten: «Liebe Mutter, ich komme um dich über deinen schweren Verlust zu trösten und bitte dich, meinen Trost anzunehmen und dich nicht zu grämen, dass du krank wirst. Denn was wollte die arme Laura anfangen, wenn sie Vater und Mutter verlöre? Sieh, der liebe Vater ist jetzt im Himmel, gönn ihm die Ruhe, wir finden ihn einst dort wieder, aber vorher möchte ich noch einmal mein liebes Grossmammali sehen.»

Der liebe Wirth war den 14. 44 Jahre alt und starb den 28. April 1854. Am 30. wurde er zur Erde bestattet.

Mein lieber Mann hat wirklich an Meier einen echten guten Freund gehabt, denn er besorgt meine Angelegenheiten mit einem Interesse, als ob es die seinen wären. Er sagte mir neulich: «Es ist mir, als kenne ich Sie schon 100 Jahre.»

Ich habe nun als Beistand, Bedienten oder wie ich es nennen soll, einen Herrn von Schleinitz, Abkömmling eines alt adeligen preussischen Geschlechts und Sohn des jetzigen Ministers von Schleinitz. Er ist ein ganz gebildeter Mann, aber mit halb gelähmten Gliedern.

Seit zwei Wochen sende ich Laura in eine engl. Schule am Fusse des Berges. Sie besucht sie gern, nur ist der Weg etwas zu weit. Sie sagte neulich zu mir: «Ich habe oft geklagt, dass du mit mir hierher gezogen bist, aber jetzt sehe ich ein, dass es doch gut war; du hast Papa schön in den Tod begleitet.»

Durch meine letzten Erfahrungen habe ich die Überzeugung gewonnen: Niemandem werde eine Prüfung von Gott auferlegt (komme sie in welcher Art sie wolle), die er nicht zu tragen vermöchte; wenn er sucht, so findet er die Kraft dazu immer in sich selbst, sogar wenn es ihm vorher unmöglich schien. Für den, der an einen Gott glaubt, ist alles, was geschieht, das Beste!

Gleen Osmond, d. 22. 5. 1854

Liebes Grossmütterli,

So gross meine Freude war, als ich meinen lieben Papa zum ersten Mal sah, ebenso gross ist mein Leid, ihn in so kurzer Zeit wieder verloren zu haben.

Am 20. April fuhr der liebe Papa von der Stadt nach Hause. Am Fuss des Berges bemerkte er, dass sein Pferd ein Eisen verloren hatte. Er stieg ab, um dasselbe auszuspannen und es in der nahegelegenen Schmidte beschlagen zu lassen. Während er abstieg, wurde das Pferd scheu, nahm Reissaus wieder gegen die Stadt zu, riss im Umwenden

den guten Papa zu Boden, so dass sich, wie wir vermuten, das Rad gerade auf seinem Leibe drehte. Ein paar Männer trugen ihn in das nächste Poubliquehouse. Man holte einen Arzt und berichtete es uns.

Die traurigen Folgen, die daraus entstanden, wirst Du aus dem Briefe der lieben Mutter erfahren. Mutter hat Papa das kleine Kopfkissen, das ich in der Wiege gebraucht habe, mit in das Grab gegeben. Wir haben weisse Theerosen, Immergrün und einen Lebensbaum auf sein Grab gepflanzt. Es hat mich recht betrübt zu hören, dass der liebe Grossvater nicht mehr lebe. Pferd und Karre wurden in der Nähe der Stadt aufgefangen.

Freut sich das liebe Rösli über sein kleines Brüderchen?

Wir hatten eine Menge herrlicher Trauben, Melonen und jetzt prächtige Blumen, nur schade, dass Du Dich nicht mit uns darüber freuen kannst. An Ostern war ein Mädchen bei mir auf Besuch. Wir färbten Eier zusammen. In meiner Freude über die Trauben habe ich der Mutter die ersten bringen wollen und pflückte einen ganzen Korb voll halbreifer ab, was mir von Papa den ersten Verweis zuzog. Die Mutter hat alsdann die Trauben ohne Zucker eingekocht und die prächtigste Gelée und Marmelade davon erhalten.

Mein sehnlichster Wunsch ist, so bald als möglich wieder bei Dir zu sein. Nächsten Herbst hoffe ich, wird Dich wieder umarmen

Deine Dich innigst liebende Enkelin Laura

Unsere einzige Sehnsucht war nun, so schnell als möglich die Sektion zu verkaufen, um aus diesem fremden Lande fortkommen zu können und wieder nach der lieben Schweiz zurückzukehren. Herr Meier, der durch Wirths Testament Vollstrecker desselben war, versprach mir, sein Möglichstes zur Erfüllung meines Wunsches zu tun und meine Angelegenheiten aufs Beste zu besorgen. Ich, unbekannt mit der engl. Sprache, mit den engl. Gesetzen, schätzte mich glücklich, einen so verständigen und gefälligen Sachwalter zu haben und schenkte ihm mein volles Vertrauen.

Unmittelbar nach Wirths Tode wurde mir von Deutschen die Offerte gemacht, gegen bar ihnen die Sektion zu L. 1200 zu überlassen. Ich sprach mit Meier darüber, aber er lehnte es entschieden ab und sagte, wir müssten L. 1500 haben. «So wie die Ländereien jetzt im Preise sind, wird es nicht schwer halten.» Ich gab ihm noch zu bedenken, dass wir auch noch viel verzehren würden, wenn wir vielleicht ein paar Monate warten müssten, und wie glücklich ich wäre, diesem Lande Lebewohl sagen zu können.

Er verwies auf einige Geduld und sagte: «Überlassen Sie alles ruhig mir, Sie werden es nicht zu bereuen haben. Warten wir die nächste Länderauktion ab, die in einigen Wochen stattfindet, dann werden sich schon Käufer finden.» So verfloss eine Woche um die andere, ich drängte immer, und Meier vertröstete immer. In dem Garten wurde nichts gearbeitet, die Regenzeit verwandelte diesen in eine Wiese, täglich brach das Vieh der Nachbarn, von diesem schönen, grünen Fleck angelockt, durch die Fenz², angeführt von einem schwarzen Bullen mit weissem Fleck auf der Stirn. Letzterer war ein sogenannter Fenzbrecher und drang überall durch, wo man auch noch so gut verbarrikadierte. Der Eigenthümer wurde ersucht, ihn festzuhalten, wir legten ihm Fallen, alles umsonst. Wir hetzten drei bis vier Hunde auf ihn, er stellte sich ganz ruhig gegen sie hin, als ob er sagen wollte: Was kümmert mich euer Gebell. Regelmässig in der Abenddämmerung drang er ein und weidete mit der ganzen Herde in meinem schönen Garten. Alle Zweige von den jungen Bäumen wurden abgedrückt oder abgefressen, die Beute zerstampft, der junge Wein zertreten, kurz, alles ging dabei zugrunde.

Diese fortwährende Aufregung und das Gefühl der Machtlosigkeit und Hilflosigkeit brachten mich fast zur Verzweiflung. Es erlaubt das Gesetz, Fremdes aufzufangen und es an einen bestimmten Ort zu bringen, wo es dann gegen Entschädigung vom Eigenthümer wieder abgeholt werden kann, aber niemand hatte den Mut, diesen Bullen einzufangen und mit ihm den gefährlichen Weg über den Berg zu machen. Ich verlor die Geduld, bestürmte Meier, die Sache zu beschleunigen und erhielt immer dieselbe unbefriedigende Antwort.

Indessen waren vier Monate verflossen, der Preis der Ländereien sank wenigsten um 15 %, und ich erklärte, nicht mehr länger warten zu können und zu wollen. Meier sagte mir seit einiger Zeit, er habe einen Käufer, den er benutzen werde, wenn sich nichts Besseres zeige. Am 1. September erhielt ich die Nachricht, die Sektion sei verkauft, und an demselben Tage wurde mir ein anderer Vorschlag gemacht, der mich wünchten liess, den Verkaufsvertrag noch nicht zu unterschreiben. Meier bestand jedoch darauf und ersuchte mich, gegen jederman zu sagen, die Sektion sei zu L. 1200 verkauft, während er mir sagte, er erhalte nur L. 1050 dafür. Ich wurde der Gegenstand abscheulicher Intrigen, und die Folge davon war ein mehrtägiges Fieber. Armes Kind, wie hattest du damals Angst um mich und ich um

² Fenz von engl. fence = Zaun.

dich. Du siehst daraus, dass auch das Schwerste wieder vorübergehen kann, wenn man nur nicht an Gottes Beistand verzweifelt, der immer da anfängt, wo die menschliche Hilfe aufhört.

Der Verkaufskontrakt wurde also notariell gemacht und unterzeichnet. Meier wollte aber denselben in Händen behalten zur Vorsicht. Der grösste Theil der Summe blieb noch auf der Sektion haften, und es wurde versprochen, halbjährlich für drei Jahre diese Summe zu 12 % zu verzinsen. Aus dem Übrigen wurde Wirths Schuld bei meinen Eltern getilgt, die Kosten zur Heimreise bestritten, den Rest liess ich noch in Meiers Händen, um ihn gelegentlich auf ein Grundstück anzulegen. Ich behielt mir vor, ihm über die letztere Summe von Hause aus meine weiteren Anweisungen zu geben. Ich war beruhigt über die Hauptsumme, da die ganze Sektion als Pfand dagegen verschrieben war, und dachte, bis nach Verfluss von drei Jahren könne ich diese ruhig da stehen lassen.

Der Käufer namens Eimer, Friseur, wollte in seinem Besitztum Platz nehmen, wir zogen aus, mieteten uns in Adelaide in der Green Fell Street ein und wohnten da noch, bis sich eine Schiffsglegenheit zeigte. Meier war auch da wieder sehr bemüht eine Passage auf einem Schiffe auszuwirken. Ich hatte ihn gebeten, mir Bericht zu machen, wann der Capitän zu sprechen sei, er wollte mir aber die Mühe ersparen und schloss ohne mich den Vertrag mit ihm ab. Er machte mir nachher einen Besuch mit dem Capt., welch letzterer mir im ersten Moment den Eindruck eines Mephistopheles machte. Meier sagte mir beim Abschiednehmen leise: «Ich habe mein Möglichstes getan, um Ihnen eine billige Passage auszuwirken. Ich hoffe, Sie werden mit mir zufrieden sein.»

Nachher erfuhr ich vom Cap. selbst, Meier habe auf den Schein statt Pfunde Guineen hingeschrieben und somit sich mit Fr. 50.– für diesen Freundschaftsdienst bezahlt gemacht.

Adelaide, d. 25. Sept. 1854

Endlich ist die Sektion seit dem 1. September verkauft, nach allen Abzügen zu L. 1000. Ich bin damit beschäftigt, auch meine Habseligkeiten hier zu veräussern, um nicht so viel Geschlepp auf der Reise zu haben, das oft mehr Transport kostet, als es wert ist. Ich war im Hafen, um die Schiffe zu sehen, die nach Europa zurückkreisen, es sind alte englische Kauffahrtheischiffe, die mit Kojen versehen sind, in denen weder Licht noch Luft ist, was die Neigung zur Seekrankheit noch bedeutend erhöht. Zudem sprechen die Capt. nur englisch, was

sehr fatal sein könnte, z. B. in Krankheitsfällen, wenn man sich nicht recht verständlich machen könnte. Ich habe unter andern auch ein Schiff gesehen, dessen Capt. Ostfriese ist, und das mir sehr gut gefiel. Der Capt. selbst war zwar nicht da, hingegen der Steuermann und Stuart, die recht artige Leute sind. Das Schiff ist ganz gut eingerichtet, gut erhalten; es herrschte grosse Reinlichkeit darauf, so dass ich mich entschlossen habe, mit diesem meine Rückreise zu machen, ungeachtet es noch einen Umweg über Ostindien macht und sich drei Wochen in Cotchin aufzuhalten wird, um dort seine Ladung einzunehmen.

Das Schiff heisst: Esperance, der Capt. Caspar Mennen aus Emden. Ich bin nun engl. Bürgerin und habe persönlich vor den gepuderten und geperrückten Magistratspersonen auf dem Gerichtssaale den Bürgereid schwören müssen. Ich musste eine lange Formel nachsagen, die mir erst englisch vorgelesen und dann von einem Dolmetscher ins Deutsche übersetzt wurde. Der Hauptinhalt war, dass ich der Prinzessin Saphia Treue geloben und versprechen musste, überall wo es auch sei, ihre Einrichtungen und Pläne zu unterstützen und nie etwas zu tun, das den genannten zuwider wäre. Zum Zeichen des Schwurs musste ich die Bibel küssen. (Erst nachher sagte mir der Dolmetscher, dass Prinzessin Saphia längst tod sei.)

Adelaide, Sept. 1854

Liebes Grosseli,

Vorgestern war ich mit der lieben Mutter in der Stadt. Herr Sigmann, Commis vom Konsul Meier, kam mit uns, um ein Lager von Eingeborenen zu sehen. Es hat sich nämlich ein ganzer Trupp in der Nähe der Stadt niedergelassen. Auf einer grossen Wiese, Parkland genannt, haben sie ihre Hütten aufgeschlagen, sie flechten diese aus Baumzweigen, nicht höher als ein Hundestall, und kriechen auf allen Vieren hinein. Da, wo sie lagern, liegen immer eine Masse Knochen und Lungen. Sie nannten die Mutter «Lubre»³ und mich «Pikeneni»⁴ und sagten immer: «Give me Kuper, give me monnay». Sie sind so hässlich und schwarz, dass ich mich vor ihnen fürchtete. Ich wollte, Du könntest Adelaide einmal sehen, liebes Grosseli. Es hat sehr breite Strassen, worauf es lebhaft zugeht. Des Morgens sieht man eine Menge Bäcker und Metzger zu Pferde, mit grossen Körben versehen, die zu ihren Kunden reiten und sie mit Brod und Fleisch versehen.

³ Bei Eingeborenen gebräuchliche Auszeichnung für Frau.

⁴ Piccaninny = bei Eingeborenen gebräuchliche Bezeichnung für Kind.

Dann macht man ihnen gleich wieder die Bestellung für den folgenden Tag. Man sieht meistens zweirädrige Wagen. Alle Häuser sind einstöckig und mit Läden versehen, mit Ausnahme der zwei Banken und des Gouverneurpalastes. Mir gefallen am besten die schönen Obst- und Gemüse- und Zuckerbäckläden.

Liebes Grosseli, wenn Du hier wärst und ich mit Dir durch die Strassen gehen könnte, so würde ich Dich oft an der Hand nehmen und sagen: «Bitte komm und sieh die schönen Früchte! Äpfel, Kokosnüsse, Mandeln, Feigen, Trauben, Datteln, Liebesäpfel, Granatäpfel, Orangen und Limonen – wie wundervoll, bitte kauf mir doch etwas davon. Ich würde Dich auch zu meinem Zuckerbäcker namens Fischer führen, Du würdest Dich wundern, was man bei dem für gute und billige Sachen haben kann.

Wir frieren hier nicht, hingegen wer schon einige Jahre hier ist, findet diese Jahreszeit kalt; die Damen hüllen sich alle dicht in Pelze ein, um ja nicht zu erfrieren. Du möchtest gerne wissen, wie ich den Tag zubringe. Wir haben jetzt Winter, und die Sonne geht um sieben auf, was ich von meinem Bett aus sehr gut sehen kann. Ich liege aber so gern im Bette, dass ich um acht Uhr noch nicht aufstehen würde, wenn die liebe Mutter nicht käme, um mich zu wecken. Sie gibt mir nur fünf Minuten Zeit, um aus dem Bett zu gehen, wenn ich mehr brauche, so bekomme ich kein Frühstück, was mir gar nicht agreabel ist. Unser Frühstück besteht gewöhnlich aus Kaffee, Milch, Brod und Butter, manchmal auch weichgesotteten Eiern. Nachher helfe ich der Mutter das Haus aufräumen, was gewöhnlich bis 10 Uhr dauert. Von 10–11 h lehrt uns Herr von Schleinitz englisch. Ich habe ein paar kleine englische Lesebücher, die ich schon ziemlich lesen und verstehen kann und die mir grosse Freude machen. Halb zwölf Uhr helfe ich der Mutter kochen, hole Petersilie, Majoran und Thymian im Garten, schäle Chalotten oder Zwiebeln, decke den Tisch und rufe Mr. Schleinitz zum Essen. Dann esse ich mit bestem Appetit Suppe, Fleisch, Gemüse und Kartoffeln oder Melonenapfelmus. Nachher trinken wir eine Tasse Kaffee; während die Mutter aufwascht, hole ich Futter für die Ziegen in meiner Zwilchschürze, dann arbeiten wir zusammen bis fünf Uhr. Dann melkt die Mutter die Ziegen, und ich decke den Tisch zum Abendessen, setze den Theekessel ans Feuer und mache alles in Ordnung. Um 6 h essen wir Abendbrot, nachher lese ich oder arbeite etwas für meine Puppe. Um 9 h gehe ich zu Bett und schlafe die ganze Nacht durch. Zuweilen kommen unsere guten Nachbarn Frigilles des Abends zu uns, dann spielen wir zusammen, oft

gehen wir auch zu ihnen. Seit ich von Hause fort bin, habe ich nun Zähne bekommen, die beiden mittleren oben und unten.

Liebes Grosseli, Du bist besorgt um das Goldstück, das ich beim Abschied von der Grossmutter bekommen habe. Ich behielt dasselbe im Sack bis nach Basel, und als ich sah, wie die Mutter viel Geld zur Reise brauchte, gab ich es ihr, nun habe ich wieder zwei andere dafür von meinem lieben seligen Papa bekommen.

Ich kenne nun ein sehr artiges Kind, Anna Weidenbach, die wohnt ganz nahe bei Meiers. Seit ich bestimmt weiss, dass wir wieder zurückkehren werden, habe ich kein so häufiges Heimweh mehr und bin ganz wohl. Ich gehe immer nach dem Lernen in den Garten und pflücke mir einen Strauss oder hole mir Blumen aus der Wiese, die ich dann der lieben Mutter bringe, einen Theil davon lege ich zum Trocknen in ein Buch und bringe sie Dir.

Endlich ist die Sektion verkauft, unser Wunsch, wieder zu unseren Lieben zurückzukehren, wird erfüllt. Morgen schon gehen wir aufs Schiff.

Auf Wiedersehn, Grosseli!

Sept. 1854

Liebe Mutter, denke nicht daran, dass ich Lust haben könnte, wieder in Dein Geschäft einzutreten. Ich sehne mich nach Ruhe und werde mich von nun an nur noch Lauras Erziehung widmen. Ein unermüdliches Missgeschick, das mich in allem, was man Weltglück nennt, verfolgt, hat auch diesmal auf sonderbare Weise meine Hoffnungen zerstört, doch, liebe Mutter, sei nicht bange deshalb, ich könnte nicht nur mein eigenes Glück, ich könnte jetzt die ganze Welt umstürzen sehen und ruhig dabei bleiben. Glaube ja nicht, dass diese Ruhe eine unnatürliche sei, dass etwa mein hartes Schicksal mich abgestumpft und gefühllos gemacht habe. Nein, die Wurzel dieser unerschütterlichen Ruhe ist Gottvertrauen! Auch in den härtesten Prüfungen, die er mir auferlegt hat, erkenne ich seine Allweisheit. Deshalb bitte ich dich, ängstige Dich nicht mehr um uns, wenn wir auf dem Ocean sind, wie das vorige Mal. Ich wollte, Du könntest sehen und hören, wie gemütlich wir uns des Abends zusammen unterhalten, dann würdest Du Dich überzeugen, dass ich meinen Schmerz überwunden habe.

Mein lieber sel. Mann hatte so gut für den Winter gesorgt, dass ich bis jetzt noch mit allen Lebensmitteln, mit Ausnahme von Fleisch und Butter, versehen bin. Das Brod backe ich selbst wie folgt: Nachdem

der Teig abends zuvor mit Bierhefe angesetzt wird, verarbeitet man ihn am Morgen noch gut mit einem Zusatz von Mehl, dann legt man ihn in einen eisernen dreibeinigen Topf, der vorher etwas erwärmt und mit Speck angestrichen wird. Deckt den Topf zu und belegt den Deckel mit etwas Glut, um den Teig aufzuziehn. Ist er gegangen, so vermehrt man die Glut von allen Seiten und lässt das Brod etwa anderthalb Std. backen. Das gibt wunderschöne Brode, von 10 bis 12 Pfund. Der hiesige Weizen soll auch der schönste in der ganzen Welt sein. Hier werden die Häuser nicht in Stockwerke, sondern in Räume eingeteilt. Das unsrige ist ein Rieglhaus. Von der Veranda aus kommt man in den mittleren Raum, wo das Kamin ist und wo wir essen. Rechts ist das Zimmer von Herrn Schl. und links unser Schlafzimmer. Vom mittleren Raum führt eine Leiter auf eine Winde, die über das ganze Haus geht. Nach der Weinlese hatten wir einen grossen Traubenvorrat dort aufgehängt, mein lieber Mann wollte sie nicht verkaufen, da er wusste, dass wir sie so gerne essen. Nebenan ist die Küche angebaut mit offenem Kamin, Kochherde sind hier selten, überall wird auf offnem Feuer gekocht und oft so grosse Stücke Holz angelegt, dass zwei Personen genug daran zu schleppen haben. Einmal war Mangel an Zündhölzern in der Kolonie, da fand einer für wohlfeiler, einen Baum anzuzünden, um seine Pfeife den ganzen Tag zu unterhalten.

Cotchin, den 2. Dezember 1854

Sonntag, den 24. September begaben wir uns an Bord der Esperance; es war gerade ein Jahr, seitdem wir in Hamburg uns eingeschiffett hatten. Welch ein verhängnisvolles, schweres Jahr ist an uns vorüber gegangen. Reich an Erfahrungen und Menschenkenntnis habe ich den australischen Boden verlassen.

Bis zum 29. sahen wir noch die australische Küste. Einen ganzen Monat hatten wir ungünstigen Wind und langsame Reise und dabei starke Augenentzündung. Laura blieb zum Glück verschont von der Seekrankheit, ich hingegen litt wieder sehr daran.

Erst am 29. October erreichten wir den Passatwind und hatten angenehme Fahrt. Capt. liess für uns jeden Morgen eine Tonne mit Seewasser aufs Dach stellen und ein Zelt darum machen, dass wir uns baden konnten. Ich fing an wieder neu aufzuleben, doch dauerte es leider nur bis zum 5. November, wo wir schon wieder ausserhalb des Passats lagen. Den 7. November fing Laura einen hübschen Fisch mit der Angel, der am Unterkiefer einen langen Stachel hatte, er wurde

gebraten und schmeckte sehr fein. In diesen Tagen sahen wir viele Vögel und Fische.

Den 11. November passierten wir die Linie. Den 21. war mein 34. Geburtstag. Um Laura eine kleine Freude zu machen, hatte ich ihr ein leichtes Kleidchen aus Jaconat gemacht, dass sie es in Cotchin tragen könne. Den 22. passierten wir die Küste von Ceylon. Den 23. stand Laura schon morgens um 3 Uhr auf, um zuerst Cotchin zu sehen. Wir mussten nahe sein, schon abends zuvor kamen uns balsamische Düfte von Pflanzen entgegen. Um 6 Uhr rief sie mich, man konnte Cotchin sehn.

Diese Küste gewährt einen reizenden Anblick. Im Hintergrund sind hohe bläulich scheinende Berge, ein breiter schiffbarer Fluss mündet nahe bei der Stadt in die See, und die Ufer sind mit Kokospalmen und andern schönen Bäumen begrenzt. In deren Schatten liegen zum Theil versteckt die alten mit dicken Mauern versehenen Häuser Cotchins und eine Menge romantisch mit Palmblättern bedeckte Indianerhütten.

Wir lagen noch nicht vor Anker, als schon von allen Seiten Canoes auf unser Schiff zugerudert kamen mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit. Jeder wollte der erste sein, um seine Waren oder Empfehlungen anbringen zu können. In wenigen Augenblicken wimmelte es auf unseren Schiff von Malabaren. Diese Menschenrasse steht weit über der australischen. Die Männer sind gross und schlank, haben eine schöne Gesichtsbildung und einen stolzen elastischen Gang, manche tragen goldene Ohrenringe oben und unten am Ohr und silberne Ringe um Hände und Füsse. Sie sind gut zur Arbeit zu gebrauchen, nur muss immer einer von ihnen als Aufseher über sie gesetzt werden, da sie es für die grösste Schande halten, von einem Europäer ausgeschimpft oder gar geschlagen zu werden. Bei aller Arbeit singen sie taktgemäß, aber näselnd und eintönig. Die Frauen sind hässlich, man sieht sie bloss des Abends ausgehen, sie sehen alle so verwelkt und schlaff aus. Zur Verschönerung ziehen sie ihre Ohrläppchen ein bis anderthalb Zoll in die Länge und machen in die Mitte ein Loch, dass man mit einem Daumenfinger dadurch kann. Die glänzend schwarzen Haare streichen sie rückwärts und winden sie am Hinterkopf in einen Knoten zusammen. Alle tragen tellerförmige Hüte oder Sonnenschirme aus Palmblättern, welche sehr kühlen.

Jedes Handwerk wird hier von den Eingeborenen betrieben. Die Kaufleute beziehen von hier Cocosnussöl, Cajard, Caffé, Zuckerrohr, Mais und Pfeffer. Unser Capt. will hier seine Ladung einnehmen, so

dass wir statt drei sechs Wochen hier bleiben müssen. Es ist hier Winter und doch eine solche Hitze, dass uns stets die Schweißtropfen auf der Haut stehen. Doch ist die Zeit günstig in Bezug auf Krankheiten. Es liegen hier viele Schiffe von Engländern, Franzosen, Arabern und Chinesen. Alle nehmen ihre Ladung da ein. Die hier wohnenden Engländer wissen ganz komfortabel zu leben und lassen sich hübsch von den Eingeborenen bedienen. Diese sind so devot, dass sie sich vor den Europäern fast bis auf die Erde verneigen und die Hände über der Brust kreuzen beim Gruss. Sie leben von Mais, Curry und Fischen. Alle Männer kauen Syrie, was ihnen Lippen, Zunge und Zahnfleisch ganz hoch orangenrot färbt, auch den Speichel, und wo sie hinspuken, gibt es unvergängliche Flecken. Sie thun das zum Zeitvertreib und zur Erhaltung der Zähne. Man sieht da auch nicht einen mangelhaften Zahn.

Es ist hier eine Gasse, wo Lebensmittel usw. von den Eingeborenen verkauft werden. Wenn man abends da durchgeht, so glaubt man mindestens in ein fürchterliches Wespennest oder in eine Judenschule zu geraten. Diese Malabaren haben eine kurze abgebrochene Betonung in ihrer Sprache, und jeder schwatzt so viel er herausbringen kann. Vor jedem Haus ist eine Vorhalle, die auf Pfählen ruht, die beleuchtet ist von einer Kokosnussöllampe. Die ganze Familie lagert sich um den Vorrat, so dass die Käufer die Ware oft kaum sehen können. Dabei ist eine Hitze, eine Ausdünstung von diesen Menschen, den Syrie und all den Waren, dass unsereinem fast übel wird dazwischen.

Es sind hier mehrere katholische und eine englische Kirche. Die Satifs bücken sich vor ihren Geistlichen bis auf die Erde. Der Doktor ist auch schwarz. Wirtshäuser gibt es hier keine. Wer an Land leben will, ist genötigt, ein Haus zu mieten. Wir mietheten gemeinschaftlich mit dem Kapitän ein geräumiges Haus mit fünf Zimmern, einen Bedienten und einen Koch. Nun können wir uns einmal recht pflegen. Der Boy tut alles, war wir nicht tun mögen. Er röhrt uns sogar noch den Thee um, dass der Zucker vergehe, wir brauchen ihn bloss auszutrinken. Ich wünsche, Du könntest einmal mit uns speisen und uns helfen, die indische Kochkunst zu bewundern. Sie weiss ihre Gerichte nicht bloss für den Gaumen, sondern auch für das Auge reizend zu bereiten. Wir haben alle Mittag Fische, Geflügel, Krebse, Reis und Curry, Pudding, Bananen und Ananas. Dazu gutes Quellwasser oder Wein.



Grossmutter Jäggli-Sulzberger, das «Grossmütterli» aus den Erinnerungsblättern, gemalt von ihrer Enkelin Laura Wirth anfangs der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als sie knapp zwanzig war (siehe Nachtrag von Lauras Tochter, Margarete Goetz).

Ich bedaure oft, nicht nach der Natur zeichnen zu können, es gäbe hier so viel Interessantes zu skizzieren. Ich sehe oft die schönsten Gruppen von Arabern und Indianern aus allen Stämmen, bald in unserem Zimmer, bald über den Fluss hingleitend. Falls wir die Tiger und Elephanten in ihren Wäldern zu sehen wünschen, so haben wir zu diesem Schauspiel nur 6 Meilen weit.

den 2. Dezember 1854

Liebes Grossmütterli!

Donnerstag, den 28. November, brachte uns ein Lothse glücklich in den Hafen von Cotchin. Ich sah eine Menge braune und kupferfarbene Menschen, die sich beeilten, uns auf dem Schiff zu besuchen. Da zog ich schnell mein lila Grosselikleid an, um sie ordentlich empfangen zu können. Aus einem der Boote stieg ein kleiner schwarzer Mann auf unser Schiff, der trug einen grossen weissen Turban, hatte ganz rothe Lippen und Zunge, schwarze Haare, grosse schwarze Augen und blaue Hosen, worüber er ein langes weisses Hemd trug. Der grüsste uns feierlich und war begleitet von zwei Dienern. Der eine trug ein gelb seidenes Tuch, welches Empfehlungen enthielt, der andere ein mit indianischer Schrift beschriebenes Palmlatt. Er nennt sich Dubasch, was soviel als Sensal bedeutet. Er spricht geläufig englisch. Der Capt. hat ihn engagiert, für alle seine Bedürfnisse zu sorgen, solange er hier bleibe. Ich bat ihn, mir zu sagen, wo es artige Kinder habe, da führte er mich in das Haus des Gouverneurs, wo er neun Jahre als Koch gedient hatte. Ich verlebte da einen sehr angenehmen Abend und wurde eingeladen, recht bald wieder zu kommen. Nun kann ich auch wieder einmal Milch und Brod essen, wie herrlich! Könnte man doch zu Euch telegraphieren, ich würde es gleich tun.

Deine Laura

Cotchin, den 9. Januar 1855

Am 30. hast Du Dich gewiss lebhaft an den Tod des lieben Vaters erinnert und dabei gewiss auch meinen lieben Wirth betrauert. Nach seinem Verlust glaubte ich mich stark genug, um alles verlieren, alles ertragen zu können, doch ich habe seither Proben bestanden, wo meine Kräfte kaum zureichten. Ich musste erkennen lernen, dass es nicht so leicht sei, alles untergehen zu sehen, ohne dabei selbst zusammenzubrechen. Laura war schon auf der Reise sehr aufgeregt und mager, und in der Hoffnung, eine andere Luft und Lebensweise möchte ihr gut sein, entschloss ich mich, die Zeit unseres Aufenthaltes

hier mit ihr am Land zu wohnen. Sie war ungemein erfreut darüber, denn sie sehnte sich nach Umgang mit Kindern. Dubasch führte sie in Mr. Collins Haus, wo sie recht ausserordentlich gut empfangen wurde und einen Knaben und auch eine Laura gefunden hatte, fast von ihrem Alter. Aber schon am ersten Abend, als sie von dort heimkam, fühlte sie sich unwohl und sagte mir, man habe sie schon bei Collin auf den Schoss genommen und aufs Bett gelegt. Sie hatte in der Nacht Leibscherzen und Diarrhöe, gleich morgens früh liess ich den Doctor holen, den der Capt. auch für sich brauchte, da er bei der Ankunft das Wechselfieber bekam.

Der Doctor, ein Portugiese, behauptete, Laura habe Würmer, gab ihr eine Medizin ein und versprach, in zwei Stunden wieder zu kommen. Kaum war er aber fort, so bekam Laura fürchterliche Krämpfe und Bangigkeit und bat mich, schnellstens den Doctor wieder holen zu lassen oder sie erstickte. Dieser kam gleich, verordnete warme Tücher und rannte dann wieder fort, um einen zweiten Arzt zu holen. Bald legten sich diese Krämpfe, beruhigt durch die warmen Umschläge, und der Doctor musste einsehen, dass er das Kind ganz unrichtig behandelt habe, denn es war keine Spur von Würmern da. Er besuchte sie noch 14 Tage, bald schien die Diarrhöe etwas abzunehmen, und bald nahm sie wieder zu, trotz der grössten Diät, die sie beobachten musste. Sie hat manche Träne geweint, wenn sie die reich bedeckte Tafel sah und sie statt dieser guten Speisen nur etwas Sago, Gerstenschleim oder Arrowroot geniessen durfte. Mr. Collin kam selbst um zu sehen, was ihr fehle. So bald sie einen ordentlichen Augenblick hatte, schickte ich sie zu Collins um zu hören, was sie von ihrem Aussehen hielten. Nach einer Stunde kam sie wieder zurück, matt und angegriffen und brachte mir ein französisches Billet von Mrs. Collin, die mir den Gouvernementsarzt empfahl und mich bat, gleich ihren Palenquin⁵ zu benutzen, um mit Laura dort hin zu gehen. Leider trafen wir ihn nicht zu Hause, da er als Gouvernementsarzt immer in einem gewissen District die Runde machen musste und nie länger als 3 Tage an einem Ort bleiben durfte. Er behandelt das Militär und darf eigentlich keine Privaten besuchen. Jedoch auf die Empfehlung von Mrs. Collin kam er gleich nach drei Tagen nach uns zu sehn. Er verschrieb Pillen, die sogleich den Zustand verbesserten, aber er verordnete nie länger als für zwei Tage und blieb nur drei Tage in Cotchin. Während seiner Abwesenheit wurde es wieder schlimmer,

⁵ Tragsessel.

Lauras Kräfte nahmen schnell ab, denn sie verlor sehr viel Blut. Am 24. bat sie mich inständig, wieder mit ihr an Bord zurückzukehren, sie hoffte, die Seeluft würde ihr gut tun. Ich erfüllte ihr den Wunsch. In Ermangelung des Doctors wollte der Capt. ihr Mittel eingeben, aber es wurde mit jeder Stunde schlimmer. Sie konnte keine Freude bezeugen, als ich als Christkindli verkleidet zu ihr kam und ihr kleine Geschenke brachte. Am 26. erhielt sie vom Capt. einen kleinen Affen, aber sein Geschrei war ihr unerträglich.

Am 28. kam endlich der Doctor wieder, sagte aber, er müsse fort, wolle aber seinen Gehülfen beauftragen, Laura in seiner Abwesenheit zu behandeln. Das war auch ein Portugiese. Bis zum 30. erreichte das Übel seinen höchsten Grad, und das Kind war ganz total entkräftet und zum Skelett abgemagert, so dass ich es wie ein zweijähriges auf meinen Armen herumtrug. Laura sah aus wie ein altes Grossmütterchen, ich habe sie beinahe selbst nicht mehr erkannt. Der Doctor riet mir, wieder mit ihr nach der Stadt zu ziehen, damit er sie öfter besuchen könne und sie mehr Bequemlichkeit habe. Ich machte gleich Anstalten dazu. Es war am Silvester-Nachmittag, als man vom Bord der Esperance eine Matratze in ein Boot hinunterliess und der Steuermann meine fast sterbende Laura die Schiffleiter hinuntertrug, um sie sorgsam auf der Matratze abzulegen. Ich nahme eine Flasche mit frisch gekochtem Reisschleim mit, um im Notfalle gleich etwas zu haben. Dubasch und ich bestiegen dasselbe Boot und liessen uns an Land bringen. Am Ufer stand ein Palenquin für uns bereit, und man brachte uns wieder in das früher bewohnte Haus. Dubasch versprach, mich mit allem Nötigen zu versehen, ging weg, betrank sich, kam nicht wieder, ebenso der Bediente. Alle wollten die Neujahrsnacht feiern, und von allen Seiten hörte man Gesang und Tanzmusik. Ich blieb ganz allein mit meinem armen Kinde ohne Licht, ohne Wasser. Als ich ihr das Reiswasser geben wollte, war es durch die Hitze schon sauer geworden. Laura ächzte und stöhnte, und es war so dunkel, dass ich sie nicht sehen konnte. Sie verging fast vor Durst, und ich hatte ihr nichts zu trinken. Sie allein lassen, um jemand zu suchen, wäre nicht ratsam gewesen, sie hätte sich gefürchtet, und niemand hätte mich verstanden oder angehört. Wir waren beide namenlos unglücklich. Ich lag die ganze Nacht auf meinen Knien um zu beten.

Gottlob, dass Du meine heissen Tränen nicht gesehen hast. Doch in den schlimmsten Stunden war es mir, als dächtest Du lebhaft an uns und als fühlte ich die Nähe Deines Geistes. Schon hatte ich so lange gekämpft, dass ich anfing, etwas ruhiger zu werden und meinen

Nacken dem unvermeidlichen Schicksal zu beugen, doch der Allgütige hat die Prüfung an mir vorüber gehen lassen. Die Tage der Krise gingen glücklich vorüber und das Übel verminderte sich. Bis zum 24. Januar hat es sich ganz verloren. Unterm 14. geht die Esperance wieder von hier weg.

Bis zu dieser Zeit liess sich Mrs. Collin alle Abende zu uns in den Hof tragen, und ich ging hinunter, um ihr über Lauras Befinden zu berichten. Sie gab mir mütterliche Räthe, nächst Gott habe ich ihr die Erhaltung Lauras zu verdanken. Die arme Dame leidet so an Schwindel, dass sie nicht gehen kann.

Ich werde mich für die Reise reichlich mit Arrowroot, Zwieback und einer Ziege versehen, um Laura das Nöthige zukommen zu lassen. So viele Länder ich nun schon gesehen habe, so kann ich doch mit Wahrheit sagen: Keins davon ist so schön wie die Schweiz, sie ists wert, dass man sie in Ehren halte und dass jeder Bürger sein Theuerstes für ihre Freiheit wage. – Seid alle herzlich begrüsst, und theilt mit uns die frohe Hoffnung des Wiedersehns!

Donnerstag, den 15. März auf dem Atlantischen Ocean
in der Nähe von St. Helena

Wir rücken immer näher, und Laura erholt sich zusehends, ich koche ihr alle zwei Stunden eine Tasse voll Arrowroot, und sie hat ihn sehr gerne. Sie nimmt wieder zu an Kraft und Fleisch, und ich hoffe, sie Dir gesund in die Arme führen zu können. Seit wir alle Tage Curry essen, bin ich nicht mehr seekrank. Dagegen ist die Ziege seekrank gewesen, so dass ich sie nach 14 Tagen samt den Jungen schlachten liess, sie wären sonst alle verhungert. Laura ass mit Entzücken wieder einmal frisches Fleisch.

Wir haben 20 Mann Besatzung an Bord, wovon 10 Indianer sind. Capt. behandelt sie gleich allen an Bord je nach Laune und Willkür, so dass sie ihn hassen und den Plan hatten, ihn umzubringen. Steward hat die Verschwörung entdeckt, und seit der Zeit muss immer eine Wache vor der Cajüte sein. Gut, dass ich eine Doppelpistole bei mir habe, denn der Capt. ist gänzlich ohne Waffen, es werden damit scheinbar zum Vergnügen von Zeit zu Zeit Schüsse abgefeuert.

Den 7. März sahen wir ganz nahe das Cap Tanger und eine grosse Klippe im Vordergrund. Bis Sonntag hoffen wir nach St. Helena zu kommen, um dort Wasser einzunehmen.

Gerne würde ich mit ungestümer Freude dem Wiedersehn entgegen gehn, aber ich kann nicht mehr hoffen ohne zu fürchten. Den 30. März passierten wir zum 3. Mal die Linie.

Den 18. März 1855 erreichten wir St. Helena. Es ist nach langer See fahrt eine angenehme Überraschung, die ungeheure Bergeskrone, wie ich St. Helena nennen möchte, aus dem unergründlichen Meer hervorragen zu sehn. Man muss sagen, die Engländer hätten den französischen Adler in kein sicheres Felsennest verbergen können. Die Insel ist nur an einer Seite zugänglich, da bildet sie eine Bucht, in der die Schiffe vor Anker liegen. Das kleine James Town mit seinen weissen 150 Häusern liegt in dieser Talöffnung und gewährt einen freundlichen Anblick. Das Ganze ist durch Natur und Kunst zu einer ungeheuren Festung gestempelt. Die Insel hat einen Durchmesser von 8–9 Meilen und ragt mit ihren Felsenmassen 3–400 Fuss über die Meeresfläche empor. Überall sind künstliche Wege in die Felsen eingegraben und Kanonen wie Signale aufgepflanzt.

Wir hatten keine Zeit, das Grab Napoelons zu besuchen, es soll auch nicht mehr unterhalten werden. Hingegen bestiegen wir die Ladder Hill etwa 650 Stufen weit und hatten von da eine Übersicht auf den belebten Hafen. Wir befanden uns fast senkrecht auf schwindelnder Höhe und waren froh, als wir wieder unten ankamen. Machten da noch einen Spaziergang durch die Stadt, wurden in einen Garten eingelassen, wo eine prachtvolle Allee von Granatbäumen voller Blüten und Früchte prangte.

Am 10. Mai erreichten wir endlich den englischen Kanal und die Nacht war stockfinster und neblig, dabei tobte ein heftiger Sturm, der das Wasser so aufregte, dass man auf einem phosphornen Meere zu schwimmen glaubte. Wir gingen diese Nacht nicht zu Bette. Am 13. verliess ich die Esperance, und ein Lothse brachte Laura und mich nach Dover. Wären nicht so viele Zuschauer am Ufer gewesen, wir hätten mit Entzücken den europäischen Boden geküsst.

Von da gings per Steamer nach Calais und dann per Eisenbahn nach Paris. Diese Stadt der Moden und Eleganz passte wenig zu unserem verwilderten Aussehen. Wir stutzten und putzten uns ein wenig auf und besahn uns das berühmte Paris. Besuchten das Palais Luxenburg mit seinem schönen Garten, die Invalidenkirche, die elisäischen Felder, die grosse Industrieausstellung, den Kaiser, den Bois de Boulogne, Place de la Concorde, die Tuilleries mit Gärten und die Opera comique.

Es ist schön in Paris, doch nur wenn man reich ist, denn alles kostet ein enormes Geld und die Franzosen lassen sich ihre Höflichkeit teuer bezahlen. Das Wetter war schlecht, so dass man den zoologischen Garten nicht besuchen konnte, und der Louvre war geschlossen, weil daran gebaut wurde. Diese Gründe bestimmten mich, schon nach drei Tagen wieder abzureisen. Wir reisten die Nacht durch und waren in 10 Stunden in Basel. Da wurden wir von Bertha herzlich aufgenommen, und tags darauf war schon das liebe Grosseli da. Es that meinem gequälten Herzen so wohl zu fühlen, dass wir wahr und innig geliebt seien. Am 23. verliessen wir Basel. Meine lieben Geschwister kamen uns bis Zürich entgegen, und wir überliessen uns recht der Freude des Wiedersehns.

Laura war die erste Zeit in grosser freudiger Aufregung und auf allen ihren Wegen von einer Schar Kinder umgeben, die sie als ein Meerwunder anstaunten.

Am 30. Mai 1855 ging sie zum ersten Mal wieder mit ihrer frühern Klasse in die Schule. Erst jetzt erwacht der Eifer zum Lernen in ihr, denn vom untersten Platz hat sie sich bald in die obersten Bänke hinaufgearbeitet.

Während den ersten Jahren war sie immer noch sehr zart, was ich als eine natürliche Folge ansehe der vielen durchgemachten Strapazen.

Nachtrag

(Den Nachtrag zu den Erinnerungsblättern von Emilie Wirth-Jäggli aus den Jahren 1844–55 schrieb im Januar 1942 als Ergänzung des Lebensbildes der lieben Grossmutter ihre Enkelin Margarete Goetz.)

Wie mir meine liebe Mutter Laura Goetz-Wirth erzählte, wartete meine Grossmutter vergebens nach ihrer Rückkehr in die Heimat auf die Zusendung des Erlöses vom Verkauf der australischen Farm und entschloss sich dann, wieder ein Geschäft im Haus ihrer Eltern zu eröffnen, um sich und ihr Kind aus eigener Kraft zu erhalten. Diesmal waren es Weisswaren mit Lingerie fine, zu der sie sich noch besonders ausbildete. Sie führte sich gut ein mit ihrer sehr exakten, schönen Arbeit und war unermüdlich fleissig. Als Laura heranwuchs, durfte sie in der Pension Meier in Winterthur die höhere Töchterschule besuchen und Sprach-, Geschichts- und Zeichnungsunterricht erhalten. Da zeigte es sich, dass Laura für Zeichnen besonders begabt war und mit

Leichtigkeit Portrait-Skizzen von grosser Ähnlichkeit zu Papier brachte. Ungefähr anfangs der Sechziger Jahre erlaubte ihr die Mutter, zu ihrer Tante Bertha Autenheimer- geb. Jäggli nach Basel zu gehen und dort bei einem feinen alten Maler aus Paris während drei Monaten Unterricht in Ölmalerei zu erhalten. Der Erfolg war erfreulich, das beweist das Ölportrait des lieben Groseli in der Henne, welches Laura nach der Heimkehr von Basel malte. Auch ein Bild der jüngsten Schwester ihrer Mutter existiert noch, jedenfalls erhielt sie bald den Auftrag, in der Pension Meier, wo sie selbst zur Schule gegangen, Zeichenunterricht zu erteilen.

In diesen Jahren zeigte es sich leider, dass meiner lieben Grossmutter die anstrengende sitzende Lebensweise ihres Berufes nicht gut bekam, und es stellten sich starke Gichtschmerzen ein, welche die Arbeit sehr erschwerten.

Unterdessen hatte meine liebe Mutter Laura Wirth einen jungen deutschen Musiker, Hermann Goetz aus Königsberg, kennengelernt, der als Organist an der Winterthurer Stadtkirche angestellt war ... Als das junge Paar seinen Hausstand gründete, zog bald darauf Lauras Mutter zu ihnen und hat im Jahr 1869 mich, ihre Enkelin, ebenso liebevoll pflegen geholfen, wie einst das Groseli Jäggli die kleine Laura.

Als nach acht schweren, doch sehr glücklichen Jahren trotz der aufopferndsten Pflege der hochbegabte junge Künstler H. Goetz seinem Lungenleiden erlag, verliessen wir Zürich und zogen wieder nach Winterthur in den Kreis der Familie zurück. Wir wohnten dort manches Jahr im oberen Stock des «weissen Schwans» beim Onkel Theodor Habs-Jäggli, dem Zuckerbäcker. Dort erkrankte meine liebe Grossmutter allmählig so schwer an ihrer Gicht, dass sie zum Gerippe abgemagert mit ganz verkrüppelten Händen unter schweren schmerzhaften Anfällen ganz zu Bett liegen musste. Ich erinnere mich noch gut der armen Leidensgestalt im Alkoven, wie sie, von meiner Mutter verpflegt, viel erdulden musste. Damals erschien Brehms Tierleben in Heften, und mein Müetti abonnierte dies schöne Werk für meine Grossmutter, die sich fast täglich einige Stunden als grosse Naturfreundin hinein vertiefte und sich daran erquickte, soweit ihr Befinden dies erlaubte. Später brachten wir die Kranke in das sonnigere Hofzimmer des Hinterhauses, wo sie Mitte der Achtziger Jahre von ihren Leiden erlöst wurde. Nach ihrem aufopfernden Dasein für ihre Familie waren diese acht Jahre auf dem Schmerzenslager ein schweres Schicksal, aber sie trug es geduldig und war dankbar für die kleinste Freude, die ihr zuteil wurde.